

Erinnerungen

In meinen Erinnerungen will ich weder von dem Revolutionär noch von dem literarischen Kämpfer Majakowski erzählen. Majakowski als Verfechter bestimmter künstlerischer Prinzipien, an die er sich nicht mehr „heranschimpfen“ konnte, und den Bolschewiken Majakowski kennen alle, die ihn gelesen haben, ob sie ihn nun mögen oder nicht. Beides lasse ich aber nicht deshalb außer Betracht, weil es mir unwichtig erschiene – im Gegenteil, es bedeutet mir sehr viel, denn es war Bestandteil unserer Liebe und Partnerschaft –, sondern weil ich meine, daß es besser Gegenstand unserer Literaturforschung und Geschichtsschreibung bleiben sollte. Meine Aufgabe sehe ich eher darin, eine Seite des Dichters und Menschen Majakowski zu schildern, von der nur wenige wissen, nicht aber einen anderen Majakowski zu zeigen – weil es diesen nicht gibt. Majakowski ist ein unteilbares Ganzes.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei noch erwähnt, daß ich, als Majakowski und ich zusammenfanden, schon mehr als ein Jahr nicht mehr Ossip Briks Frau war. Von einer „ménage à trois“ kann nicht die Rede sein. Als ich Brik sagte, daß Majakowski und ich uns liebten, antwortete er, er könne mich verstehen, wünsche sich aber, immer bei mir zu bleiben. Dies schreibe ich, damit dem Leser alles Folgende begreiflich wird.

*Der Selbsterhaltungstrieb
treibt manchmal zum Selbstmord.
Stanislaw Jerzy Lec*

Mit Majakowski hat mich meine Schwester Elsa im Sommer 1915 in Malachowka bekannt gemacht. Eines Abends saß ich mit ihr und Ljowa Grinkrug auf der Bank vor unserer Datsche. Der glimmende Punkt einer Papirossa. Ein gedämpfter sanfter Baß:

Eli! Sind Sies? Kommen Sie ein Stück mit?

Ljowa und ich blieben auf der Bank.

Spaziergänger kamen vorbei. Es fing an zu regnen. Ein kleiner, leise raschelnder Sommerregen. Wo Elsa nur blieb? Unser Vater war sterbenskrank. Unmöglich, ohne sie nach Hause zu kommen. Man würde sich Sorgen machen: Wo ist sie? Mit wem? Wieder mit diesem Futuristen?! Das nimmt noch mal ein böses Ende...

Wir zogen den Mantel über den Kopf, saßen wie auf Kohlen. Eine halbe Stunde verging, eine Stunde... Der Regen war zum Glück nicht stark, doch im Wald, unter den Bäumen, leider nicht zu bemerken. Dort war wohl manches nicht zu bemerken, auch nicht die Zeit!

Elender Regen! Nirgends ein Lichtblick! Schade, daß es schon so dunkel war, gern hätte ich Majakowski genauer gesehen. Ein Hüne jedenfalls... Und eine schöne Stimme...

Vor dieser Begegnung hatte ich Majakowski schon einmal gesehen, aber nur von weitem – in Moskau, bei einem Balmont-Jubiläum im Literatur-und-Kunst-Zirkel. Was dort alles gesprochen wurde, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur noch, daß es in den höchsten Tönen geschah, nach Jubiläumsart eben, und daß nur Majakowski aus der Rolle fiel. Er sprach „im Namen Ihrer Feinde“. Früher, so sagte er, mag es „schön für die Stufen“ gewesen sein, „unter

den Füßen zu beben“, er seinerseits ziehe heutzutage den Fahrstuhl vor. Das gefiel mir, hatte Pfiff. Brjussow soll ihm an einem der nächsten Zirkelabende die Leviten gelesen haben: Zu einem Jubiläum, wie kann man nur!, dabei aber sichtlich voll Schadenfreude, daß Balmont eins abgekriegt hatte.

Balmont nahm die Zeremonie ohne ein Fünkchen Selbstironie entgegen. Von Verehrerinnen gestützt, taperte er umher, und als ein Fräulein heranflatterte und halb wimmernd, halb tirilierend um einen Begrüßungskuß bat, hielt er ihr vollkommen ernst und feierlich den gespitzten Mund hin.

Brik und ich bestaunten Majakowski, waren aber nach wie vor von ihm befremdet; besonders ich konnte mich nicht genug über diese Skandalhelden entrüsten, bei denen kein Auftritt ohne zertrümmerte Stühle und Polizei abging. Wir unternahmen nicht einmal den Versuch, dahinterzukommen, worum es ihnen ging.

Und dieser gemeingefährliche Futurist hatte meine Schwester in den Wald entführt!

Endlich das Glimmen der Papirossa. Ein weißes Oberhemd. Elsa in Majakowskis Jackett.

„Was fällt dir ein! Du weißt, ohne dich kann ich nicht heim! Da glucke ich wie eine Blöde im Regen...“

„Bitte, Wladimir Wladimirowitsch, was habe ich Ihnen gesagt?“

Majakowski steckte sich an der Kippe eine neue Papirossa an, schlug den Kragen hoch und verschwand im Dunkeln. Ich, inzwischen klitschnaß, schimpfte mit Elsa, schleppte sie wütend ins Haus. Unsere Mutter beklagte sich über Majakowski: Dauernd kommt er anspaziert, sitzt die halbe Nacht bei der kleinen Elsa; neulich mußte sie sogar noch mal aus dem Bett, um ihm den Marsch zu blasen. Und am andern Tag, was hat er ihr da erklärt? Er sei „zur Tür raus und zum Fenster wieder rein“! Majakowski mokierte sich über unser Bild „Die Toteninsel“, versuchte es uns zu verleiden. Als er Elsa einmal nicht angetroffen hatte, hinterlegte er eine gelbe Visitenkarte im Format dieser Reproduktion. Mutter reichte sie ihm mit der Bemerkung zurück:

Wladimir Wladimirowitsch, Sie haben bei uns Ihr Aushängeschild vergessen.

Majakowski war damals ein Stutzer – Cutaway, Zylinder usw. All diese Sachen hatte er freilich aus der Sretenka, der Straße mit den Geschäften für Billigkonfektion. Gelegentlich fiel er mit seinem Stutzertum auf die Nase. Einmal hatte er eine Verabredung mit Elsa, wollte mit ihr nach Sokolniki. Doch nachts verlor er beim Kartenspiel, und so erschien er am Morgen in Cutaway und Zylinder, gezwungen, „seine Dame“ statt mit der Droschke mit der Straßenbahn auszufahren.

Wir wohnten damals in Petrograd, hatten eine winzige Wohnung. Eines Abends, etwa einen Monat nach unserer zufälligen Begegnung in Malachowka, läutete es an der Tür, gleich darauf hörte ich aus der Diele eine Stimme, die mir bekannt vorkam, und plötzlich stand Majakowski vor mir – groß, hübsch, braungebrannt (er war aus dem finnischen Kuokkala gekommen); im Nu dominierte er den ganzen Raum und begann was das Zeug hält zu prahlen – es gebe keine besseren Gedichte auf der Welt als seine, wir verstünden sie aber nicht, könnten sie nicht mal lesen; so genial seien nur noch die von Achmatowa. Damals fand ich es furchtbar peinlich, wenn jemand sich selber herausstrich, und ich sagte liebenswürdig, doch spitz, leider hätte ich seine Gedichte noch nicht gelesen, wolle mich aber gern bemühen, sie zu verstehen; wenn er also welche mithabe... Er legte mir eins auf den Tisch – „Mama und ein von den Deutschen erschlagener Abend“. Ich las es vor. Majakowski wunderte sich, daß ich ohne zu stocken las, und fragte mißtrauisch:

Gefällt es Ihnen nicht?

Ich antwortete:

Nicht besonders.

Unser Vater war gestorben. Ich fuhr nach Moskau zu seiner Beerdigung. Von dort kam Elsa nach Petrograd mit, wo sich auch Majakowski einfand, wieder von Kuokkala herübergekommen. Nach der Begrüßung musterte er mich nachdenklich, ein Schatten flog über sein Gesicht, und er sagte:

Sie sind katastrophal mager geworden...

Diesmal war er ganz anders als bei seinem ersten, so überraschenden Besuch. Keine Spur Hemdsärmlichkeit mehr. Schweigend, beunruhigt sah er mich an.

Wir flüsterten Elsa zu:

Laß ihn bloß nichts lesen!

Aber sie scherte sich darum nicht, und so kam es, daß wir an diesem Tag erstmals sein Poem *Wolke in Hosen* hörten.

Aus Platzmangel hatten wir die Tür zwischen bei den Zimmern ausgehoben. Majakowski lehnte sich an den Türsturz, zog ein Heft aus dem Jackett, warf einen Blick hinein und steckte es wieder weg. Er überlegte einen Moment. Dann ließ er die Augen umherschweifen, als hätte er einen weiten Hörsaal vor sich, sprach den Prolog und fragte lässig, mit leiser, mir unvergeßlicher Stimme:

Ihr meint wohl: Malaria? Fieberdelirien? O nein: das ist in Odessa geschehen.

Wir hoben den Kopf wie gebannt, ließen bis zum Schluß kein Auge von ihm.

Er stand aufgerichtet, ohne ein einziges Mal die Haltung zu wechseln. Sah niemanden an.

Ging in dem, was er sprach, ganz auf. Klagte, wettete, spottete, forderte, eiferte, raste.

Zwischen den Kapiteln machte er eine kleine Atempause.

Schon saß er wieder am Tisch und verlangte in gespielt laxem Ton einen Tee. Ich schenkte ihm hastig ein. Ich schwieg, doch Elsa frohlockte: Seht ihr wohl!

Brik fand als erster die Sprache wieder. Wer hätte das gedacht! Unglaublich! In der ganzen Poesie kenne er nichts Besseres. Majakowski sei ein ganz großer Dichter, selbst wenn er nichts anderes mehr schreiben sollte. Er ließ sich das Heft geben und behielt es den ganzen Abend in der Hand. Das alles war für uns wie die Erfüllung eines langgehegten Traums. In letzter Zeit hatten wir kaum noch Lust zum Lesen gehabt. Alles, was an Poesie erschien, kam uns langweilig und läppisch vor – es wurde nicht richtig und nicht von den Richtigen und nicht das Richtige geschrieben. Aber hier war alles beisammen: richtig, der Richtige, das Richtige.

Majakowski saß neben Elsa und schlürfte Tee mit Konfitüre. Er strahlte. Ich brachte kein Wort heraus.

Majakowski nahm Brik das Heft weg, schlug es auf, fragte mich: „Darf ich es Ihnen widmen?“ und schrieb mit gesammelter Miene über die Überschrift: „Für Lilja Jurjewna

Brik“.

In Kuokkala hatte er die *Wolke* schon Gorki und Tschukowski vorgetragen; Gorki, so sagte er, habe sogar geweint.

Tschukowski gestand uns später „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“, Majakowski versetze ihn derart in Aufregung, daß er nicht arbeiten könne, wenn er sich ebenfalls in Kuokkala aufhält.

An diesem Abend nahm Majakowski ein Zimmer im nahen *Palais Royal*, fuhr nicht nach Kuokkala zurück, dort seine Dame wie auch seine Sachen, sogar die zum Waschen gegebene Wäsche ihrem Schicksal überlassend.

Brik fragte, wo das Poem erscheinen würde, und geriet außer sich, als er hörte, daß es keiner haben wolle. Und es selbst drucken lassen, was würde das kosten? Majakowski rannte zur nächsten Druckerei und erkundigte sich. Tausend Exemplare – 150 Rubel, war, soweit ich mich erinnere, die Antwort, aber es könne in Raten gezahlt werden. Brik gab Majakowski die erste Rate und versprach das übrige noch aufzutreiben. Also trug Majakowski das Manuskript zur Druckerei.

Sein Gestaltungsprinzip war: „nur das Nötigste“; er verzichtete sogar auf die Interpunktionszeichen. Der Sprach- und Literaturwissenschaftler I. B. Rumer, ein Cousin von Brik, bemerkte dazu amüsiert:

Erst habe ich mich gewundert: Wo ist denn die Interpunktion hin? Aber dann fand ich sie – am Schluß des Bandes, zusammengefaßt!

Das letzte Kapitel war von der Zensur verboten worden, Majakowski hatte statt seiner Punkte setzen lassen.

Bevor er das Manuskript in den Druck gab, überlegte er lange, wie die Widmung aussehen solle: „Für Lilja Jurjewna Brik“ oder „Für Lilja“? Am besten fand er: „Dir, Litschika“ - eine Mischung aus „Liletschka“ und „Litschiko“, Gesichtchen –, entschied sich dann aber für: „Dir, Lilja“.

Ich fragte Majakowski, wie sich das reime – etwas für die eine Frau (Maria) zu schreiben und es der anderen (Lilja) zu widmen? Er antwortete ungefähr so: Als er das Poem schrieb, war er in mehrere Frauen verliebt; die Maria im Poem hat mit der realen Maria aus Odessa nur sehr bedingt zu tun, und im vierten Kapitel stand ursprünglich nicht Maria, sondern Sonka. Sonka hat er in Maria geändert, weil die Frau hier eine Sammelgestalt ist und er den Namen Maria am weiblichsten findet. Das Poem hat keinen konkreten Adressaten, darum kann er es mit gutem Gewissen mir widmen... Später konnte ich mich davon überzeugen, daß es tatsächlich nicht seine Art war, jemandem etwas zu schenken, was er einem anderen zugedacht hatte. Majakowski fragte Brik, wie eine Ikone heiße, die nicht, wie das Triptychon, aus drei, sondern aus vier Teilen besteht. Brik antwortete, solch eine Ikone gebe es seines Wissens nicht, wenn aber doch, müsse sie logischerweise „Tetratychon“ heißen.

Wir kannten die *Wolke* auswendig, warteten auf die Korrektur innig wie auf ein Rendezvous, trugen die weggelassenen, von der Zensur verbotenen Stellen handschriftlich nach. Ich war ganz verliebt in den orangegelben Umschlag, die Schrift und die Widmung und ließ mein Exemplar vom besten Buchbinder in kostbares moirégefüttertes Leder mit Goldprägung binden. So viel Zuspruch hatte Majakowski noch nie bekommen, er freute sich wie ein Kind. Ich weiß noch, wie Chlebnikow das Poem aufnahm. Wohl dutzendmal hörte er es sich gespannt an, und als es erschienen war, trug er sofort die verbotenen Stellen in sein Exemplar ein. Majakowski traf ihn dabei an und nahm es ihm erschrocken weg; er war

ernstlich in Sorge, Chlebnikow in seiner Zerstretheit könnte es auf der Boulevardbank liegenlassen und ihn damit in Schwierigkeiten bringen. „Sind Sie verrückt, Weli?!“ sagte er. Majakowski wurde zum Kriegsdienst einberufen. Eine Nacht lang paukte er verbissen mit einem Bekannten, der Ingenieur war, die Regeln des technischen Zeichnens, dann ließ er sich als technischer Zeichner in einer Fahrschule einsetzen, die motorisierte Einheiten für die Armee aufstellte.

Die unteren Dienstgrade durften weder Theater noch Restaurants besuchen, sogar sich ab einer bestimmten Stunde auf der Straße blicken zu lassen war ihnen verboten, geschweige denn, an einem öffentlichen Ort in irgendeiner Weise aufzufallen.

Zu dieser Zeit gab es in Petrograd einen Mann, der sich Futurist nannte und einen dicken Almanach herausgab. Für die zweite Nummer dieses Almanachs hatte er Gedichte von Majakowski vorgesehen. Nach einiger Zeit erhielten wir die erste Nummer und fanden darin eine antisemitische Schmiererei von Rosanow. Majakowski schrieb einen Brief an die Redaktion der *Börsennachrichten*, worin er bat, nicht mehr als Autor dieses Almanachs betrachtet zu werden. Wenig später begegnete er unserem Almanach-Verleger im Billardraum des Restaurants *Bär*. Verbotenerweise trug er gerade Zivil. Der kam auf ihn zu und sagte:

Ich habe Ihren Brief gelesen, Sie sind ein Idiot!

Majakowski schäumte vor Wut; weil er sich aber auf keinen Eklat einlassen konnte, begnügte er sich mit dem Versprechen, ihm eine runterzuhauen, sobald er wieder legal Zivil trage. Die Einlösung dieses Versprechens habe ich miterlebt, sie geschah kurz nach dem Februar-Umsturz. Wir gingen den Newski entlang, da kam uns der Verleger mit einer Dame entgegen. Majakowski entschuldigte sich bei mir, winkte ihn heran, wartete, bis er sich von seiner Dame gelöst hatte, gab ihm eine schallende Ohrfeige und schlenderte Arm in Arm mit mir weiter. Später forderte ihn der Verleger zum Duell; er lehnte ab, sich auf den Duellkodex berufend, der Aristokraten verbietet, sich mit einem Juden zu schlagen!

Oft wird gesagt, an Majakowskis Verhalten sei viel „Theater“ gewesen. Das stimmt nicht. Majakowski gab sich so, wie er war, ohne jede Künstelei. Die Schärfe seiner Polemik war immer echt, genauso echt, wie die Ohrfeige, die er einem Gegner geben mußte, wenn er keine andere Möglichkeit hatte, auf ihn einzuwirken. Manch einer hat das nicht begriffen und hielt die ihm verabreichte Ohrfeige für Spiel.

Die Ohrfeige jedenfalls, der ich beiwohnte, war bitteren Ernstes gegeben worden, mit demselben Zorn und derselben Vehemenz wie die, die Aragon Andrej Lewinson in Paris gab, zur Antwort auf dessen nach dem Selbstmord erschienenen verleumderischen Artikel über Majakowski.

Majakowski machte mich mit seinem Freundeskreis bekannt. Es wurde die Herausgabe einer Zeitschrift erwogen. Er wollte Schklowski zur Mitarbeit gewinnen und ging zu ihm. Weil er ihn nicht antraf, hinterließ er eine Karte mit der Bitte, abends in die Shukowskaja 7, Wohnung 42, zu Briks zu kommen. Schklowski hatte beim Militär mit einem Freiwilligen namens Brik gedient und kam in der festen Annahme, ihn zu besuchen. Vor Überraschung und Verlegenheit stopfte er den ganzen Abend Kissen zwischen Sofalehne und -sitz, und zwar so sorgfältig, daß wir sie nachher mit einer gemeinsamen Hauruckaktion – wie der Großvater samt Familie die Rübe – wieder herausziehen mußten.

Gelegentlich kam auch Tschukowski. Er wohnte in Kuokkala und war bei aller Wertschätzung

für Majakowski und die *Wolke* froh und erleichtert, daß der Unruhgeist von dort weggefahren war. Als wir einmal zusammensaßen und über die Zeitschrift sprachen, sagte er:

So ist es recht, zu Hause beim Tee entstehen die neuen literarischen Tendenzen.

Zu unseren Stammgästen gehörten auch David Burljuk, Wassili Kamenski und Chlebnikow. Aus Moskau kam Pasternak mit Maria Sinjakowa. Er war enthusiastisch und schwärmerisch, nicht immer verständlich, rezitierte glänzend glänzende Verse und improvisierte wundervoll auf dem Flügel. Maria bewunderte ich für ihre Schönheit, die hellen Augen in ihrem sonnengebräunten, dunklen Gesicht wirkten fast weiß, auf ihrem Köpfchen thronte ein selbstgenähter farbenfroher Hut. Sie hatte fünf Schwestern, von denen jede auf ihre Weise schön war und in die sich Chlebnikow, Burljuk und Pasternak gleichermaßen verliebt hatten. Oxana wurde Assejews Frau.

Diesen Abend habe ich noch gut in Erinnerung. Der breite Konzertflügel in dem kleinen Zimmer. Der junge Pasternak, im Schatten des gebäumten Flügeldeckels wie ein Dämon.

*In der Stadt, die kein Fuß je betreten hat, die
Hexen und Schneebräute nur betraten,
Liegen Schneewehen, aufgewölbt, bleich und starr wie
Opfer mittnächtlicher Grauenstaten.*

Im Fenster lag die weiße Nacht.

Nicht geheuer das Städtchen und auch die Nacht...

Der graziöse Assejew wirkte wie eine Vignette auf dem schwarzglänzenden Hintergrund des Flügels.

*Ljuzes Gastspiel vom Himmel hernieder
War uns wie eine seltsame Mär...*

Chlebnikows blaue Augenseen traten über die Ufer, überstrahlten die weiße Nacht hinterm Fenster. Zu seinem Vortrag erhob er sich nicht, sondern blieb im Sessel sitzen und ließ die langen Arme baumeln. Er lächelte, wurde tiefernt und begann langsam, mit dunkler leiser Stimme. Seine Augen trübten sich, erloschen ganz. Sein Sprechen ging in ein Murmeln über, das immer hastiger wurde und mit einem abrupten: „Das ist alles!“ und einem Stoßseufzer endete.

Dann kam die Reihe an Majakowski. Chlebnikow lächelte. Alle blickten gespannt. Die Zimmerwände taten sich auf.

*Ich malme die Meilen, mit Stiefeln sie klopfend.
Wohin mit der Hölle, der inneren Nacht?
(Aus „Wirbelsäulenflöte“; deutsch von Hugo Huppert)*

Chlebnikows Azurblau, Pasternaks Gold, die konzentrierten Augen von Maria, Assejews entzückte...

Majakowski stand an den Türsturz gelehnt, wie vorzeiten beim Vortrag der *Wolke*. Dann

redeten alle gleichzeitig los. Besonders gut erinnere ich mich, wie begeistert Pasternak reagierte und wie er sich dann an den Flügel setzte und etwas von sich vorspielte.

Das neue Jahr, 1916, wurde ausgelassen gefeiert. Den Tannenbaum hatten wir umgekehrt, „mit den Beinen nach oben“, in einen Winkel der Zimmerdecke gehängt und mit Spielkarten, dem berühmten gelben Hemd und einer papierenen Wolke in Hosen geschmückt. Alle waren kostümiert. Majakowski hatte einen roten Fetzen um den Hals und schwang einen in Kattun eingenähten hölzernen Schlagring. Brik war in Turban und Usbekenrock, Schklowski in einem Matrosenhemd und Elsa in einem Harlekinanzug. Wassja Kamenski hatte auf sein Jackett bunte Kattunflicken genäht, sich einen Vogel auf die Wange gemalt und die eine Schnurrbarthälfte blond, die andere schwarz gefärbt. Ich trug rote Strümpfe, ein Schottenröckchen und um die Brust statt des Mieders ein geblühtes russisches Tuch. Kurz, jeder folgte der Devise: je verrückter, desto besser. Wir becherten Sprit mit Kirschsafft. Den Sprit zauberten wir unter einem Dielenbrett hervor, damals im Krieg herrschte Alkoholverbot. An diesem Abend trug Kamenski Elsa seine Hand und sein Herz an – der erste Heiratsantrag in ihrem Leben. Sie lehnte erstaunt ab. Er widmete ihr ein Gedicht und fuhr vor Kummer woandershin heiraten, nach Moskau wohl oder Kamenka. Wir hatten in dieser Wohnung einen riesigen Papierbogen (eine Tapetenbahn) an die Wand geheftet, auf den jeder schreiben oder zeichnen sollte, was ihm gerade einfiel. Majakowski schrieb über Kuschner:

Ein Flußpferd spurtet in den Fluß, vom guten Kuschner in Verdruß.

Burljuk zeichnete Wolkenkratzer und Frauen mit drei Brüsten, Kamenski klebte Paradiesvögel aus Buntpapier an, Schklowski schrieb Aphorismen wie:

Die Wut auf die Menschheit sammelt sich tri-tra-tropfenweise an.

Ich zeichnete Tiere mit Euter und schrieb darunter:

Was kümmert dich mein Euter?

Wir stellten die erste Nummer der Zeitschrift zusammen, die Majakowski kurzerhand *Genommen* getauft hatte. Schon lange wollte er irgendwen oder irgendwas so nennen. Aufgenommen wurden Majakowski, Chlebnikow, Brik, Burljuk, Pasternak, Assejew, Schklowski und Kuschner.

Vor seiner Bekanntschaft mit Majakowski hatte Brik weder Bücher herausgegeben noch irgendeine Beziehung zu den Futuristen gehabt. Aber die *Wolke* gefiel ihm so sehr, daß er sie als Einzelpublikation herausgab und für die Zeitschrift vorschlug. Wer in der Zeitschrift erscheinen sollte, bestimmte Majakowski. In der ersten und einzigen Nummer waren es seine Freunde und Gesinnungsgefährten, weshalb sie allgemein „Futuristentrommel“ hieß. Von Brik kam in *Genommen* eine kleinere Rezension der *Wolke* mit dem Titel „Brot!“:

Schneidet die Seiten vorsichtig auf, damit, wie kein Krümchen der Hungrige, ihr keinen Buchstaben aus diesem Buch voll Brot verliert!

Dies war Briks Debüt in der Presse. Filossofow kam, nachdem er die Rezension gelesen hatte, und erklärte:

Der einzige erfahrene Journalist ist bei euch Brik.

Der Umschlag wurde aus grobem Packpapier gemacht und der Titel *Genommen* in Versalien gesetzt. Beim Drucken schabten sich die hölzernen Buchstaben an den Holzsplittern des Papiers ab, so daß sie fast schon beim hundertsten Exemplar blasser, unterschiedlich gerieten. Da mußte die ganze Auflage in mühseliger Handarbeit mit einem Pinselchen nachgebessert werden.

Majakowski publizierte in *Genommen* das erste Kapitel der *Wirbelsäulenflöte*. An der *Flöte* schrieb er langsam und gab jedes neue Kapitel sofort feierlich zum besten. Zunächst mir, dann Brik und mir und erst dann anderen. So hielt er es bis zuletzt mit fast allem, was er geschrieben hatte.

Wenn ein neues *Flöten*-Kapitel abgeschlossen war, lud er mich ein. Er veranstaltete einen regelrechten Empfang: Tee mit großartigem Imbiß, Blumen auf dem Tisch, er selbst mit schmucker Krawatte. Als ich das erstemal kam, belferte das Hündchen der Wirtin gegen mich los, ich erschrak, da lachte er. „Eine so große Frau und hat Angst vor so einem Murkel von Hund!“

Von Majakowski habe ich Interesse und Liebe für Tiere gelernt. Er sagte, er liebe Tiere, weil sie keine Menschen und doch lebendig sind.

In unserem Zusammenleben waren Tiere ein ständiger Gesprächsgegenstand. Wenn ich nach Hause kam, fragte Majakowski mich oft, ob ich keine „interessanten Hunde oder Katzen“ gesehen hätte. In seinen Briefen erzählte er mir viel von Tieren, und in den Zeichnungen, die er massenhaft aus dem Handgelenk schüttelte, stellte er sich als Hündchen und mich als Katze dar, entweder in Form einer Illustration zu dem Geschilderten oder als eine Art Unterschrift – Kürzel.

Nach der *Flöte* entstand das Gedicht „Don Juan“. Ich wußte nicht, daß er daran arbeitete. Urplötzlich, bei einem Stadtbummel, sagte er es auf. Mir mißfiel, daß es wieder von einer unglücklichen Liebe handelte – war das nicht zuviel des Guten?

Er zog das Manuskript aus der Tasche, zerriß es und warf die Schnipsel in den Wind, daß sie durch die Straße flogen. Ich habe den Verdacht, daß das Gedicht aus zusammengeflickten Abfällen der *Flöte* bestand, jedenfalls hörte es sich sehr ähnlich an. (In späteren Gedichten bin ich dann verschiedenen Zeilen und Strophen aus dem weggeworfenen „Don Juan“ wiederbegegnet. Gelungene Einfälle pflegte er nicht zu vergessen.)

Wir wurden unzertrennlich, fuhren zusammen auf die Inseln, bummelten durch die Straßen. Majakowski mit Zylinder, ich mit einem großen schwarzen Federhut, so flanierten wir auf dem abendlichen Newski. Noch war es hell, doch hell würde es ja die ganze Nacht bleiben. Die Laternen brannten, aber leuchteten nicht, als wären sie gar nicht an. Wir betraten ein Geschäft, und Majakowski bat die Verkäuferin mit geheimnisvollem Augenaufschlag:

Mademuasell, wir hätten gern einen gaaanz tollen Stift – der vorne rot und hinten blau schreibt.

Nachts war die Uferstraße unser liebster Spazierweg. Die Dampferschlote schienen statt Qualm ganze Funkengarben auszustoßen. Majakowski sagte:

In Ihrer Gegenwart wagen sie nicht zu qualmen.

Majakowski beabsichtigte, einen Vortrag über den Futurismus zu halten. Für diese Veranstaltung wählten wir die größte Wohnung, die sich unter unseren Freunden finden ließ – die der Malerin Ljubawina. Wir luden ältere ein: Gorki, Kulbin, Matjuschin und andere. Majakowski bereitete sich tagelang vor. Auf und ab gehend, „sich Schwielen an die Füße laufend“, tüftelte er an dem Vortrag wie an Versen. Die Gäste kamen, nahmen Platz. Majakowski wartete nebenan wie hinter Kulissen. Als alle still geworden waren, trat er ein, stellte sich in Positur und sagte übermäßig laut:

Gnädige Herren und gnädige Herrinnen!

Es wurde gekichert. Er gab einige donnernde Sätze von sich, verstummte plötzlich und verließ den Raum. Im Eifer des Gefechts hatte er nicht bedacht, daß hier keiner da war, den er für irgendwas hätte anbrüllen müssen. Wir trösteten ihn, gaben ihm Tee.

Wir begannen uns ziemlich regelmäßig zu treffen. Meistens bei uns, manchmal bei Kulbin oder Ljubawina. Zu Kulbin kamen stets viele. In seinem geräumigen Zimmer hing ein Plakat:

Mich dürstet nach Einsamkeit.

So hatte ich jedesmal, wenn ich dort war, ein schlechtes Gewissen. Einen der ersten Vorträge bei Kulbin hielt Schklowski. Er sagte unter anderem, in der zeitgenössischen Poesie herrschten viele Provinzialismen. Chlebnikow hielt ihm entgegen, die Römer hätten ihre eroberten Gebiete Provinzen genannt, demzufolge sei Petersburg im Verhältnis zu Kiew eine Provinz, nicht umgekehrt. Chlebnikow hatte ein fundiertes Wissen. Chlebnikow war ständig in Geldnot, trug immer dasselbe Hemd und dieselbe Hose, eine mit Samtbesatz, schon reichlich abgetragen. Wo er gewohnt hat, weiß ich nicht. Mitten im Winter kam er einmal im Sommermantel, schlotternd vor Kälte, ganz blau im Gesicht. Wir nahmen eine Droschke und fuhren mit ihm zu Mandel (einem Konfektionsgeschäft), um ihm einen warmen Mantel zu kaufen. Er probierte alle an und wählte einen altmodischen, wattierten, mit Skunksrevers. Ich gab ihm noch drei Rubel für eine Mütze und ging meiner Wege. Natürlich kaufte er keine Mütze, sondern bunte Papierservietten, die ihn aus dem Schaufenster eines japanischen Ladens angelacht hatten, und brachte sie mir als Geschenk. Chlebnikow schrieb ununterbrochen, doch das Geschriebene, so wird erzählt, stopfte er in einen Kissenbezug oder verbummelte es. Wenn er wegfuhr, ließ er sein Kissen voller Verse zurück, wo es sich gerade ergab. Burljuk lief ihm ständig nach und las alles, was er umherstreute, auf, dennoch sind viele seiner Manuskripte verlorengegangen. Die Korrektur las stets jemand anderes für ihn, denn wenn er sie in die Hand bekam, konnte man sicher sein, daß er alles noch mal umschrieb. Eigenes trug er nur ungern vor, es langweilte ihn. Er begann und brach plötzlich ab:

Na, und so weiter.

Zwar tat er nicht das geringste dafür, gedruckt zu werden, wenn es aber geschah, freute er sich sehr. Er war wortkarg, doch was er sagte, hatte Gewicht. Wenn Majakowski Verse vortrug, war er ganz Ohr, hörte aufmerksam wie kein anderer zu. Oft versank er in tiefes Nachdenken, da standen seine blauen Augen still und ging sein Mund auf, daß die Zunge zu sehen war. Er konnte herrlich lachen – prustend, mit leuchtenden Augen, die zu sagen

schiene: Na, noch was, noch so was Komisches! Nie habe ich ein leeres Wort von ihm gehört, nie ihn lügen oder sich winden sehen. Ich war – und bin es noch heute – von seiner Genialität überzeugt.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen Majakowski und Chlebnikow, die in Majakowskis erste Schaffens-, nämlich die „Lyzeumsperiode“ fällt, ist überhaupt ein sehr interessantes Kapitel, freilich darf man dabei nicht vergessen, daß Majakowski Chlebnikows Einfluß auf sich ritterlich übertreibt.

Majakowski hat meines Erachtens das Stadium der Lehrjahre übersprungen. Das kommt wahrscheinlich daher, daß er, bevor er selber Kunst machte, viel über Kunst nachgedacht hatte. Er trat sofort als Meister hervor. Eine große Akzise daran hat David Burljuk. Vor der Bekanntschaft mit ihm war Majakowski künstlerisch wenig gebildet. Burljuk erklärte ihm die verschiedenen Strömungen in der Malerei und Literatur. Er las ihm Rimbaud und Rilke im Original, Wort für Wort übersetzend, vor. Doch selbst Majakowskis ersten Gedichten ist keinerlei Einfluß anzumerken, weder von diesen Dichtern noch von Burljuk oder Chlebnikow. Wenn es einen Einfluß gab, so am ehesten von Alexander Block, der zu dieser Zeit, aller Gegenpropaganda Burljuks zum Trotz, Majakowskis Abgott war. Dafür übte Majakowski von seinen ersten poetischen Schritten an Einfluß auf andere Dichter aus. Im Nu war er das stärkste Zugpferd der Futuristen.

Burljuk sagte einmal zu Majakowski, er werde ihn erst dann als Maestro anerkennen, wenn von ihm ein so dicker Gedichtband erschienen ist, daß sein langer Name quer auf den Einbandrücken paßt. Als der Band *Einfach wie Gemuhe* herauskam, ließ ich ihn in braunes Leder binden und quer auf seinen Rücken, freilich in sehr kleinen, immerhin aber lesbaren Goldlettern „Majakowski“ prägen.

Wir liebten damals nichts so sehr wie Gedichte. Wir lasen sie wie Süchtige, erörterten, von wem, wann und wie sie gemacht worden waren. Majakowskis kannten wir alle auswendig. Und wie waren Puschkins gemacht? Warum empfand man sie als genial? Welches Geheimnis steckte dahinter? Brik begann Puschkin, Lermontow und Jasykow „auseinanderzunehmen“, ganze Papierstöße kritzelte er mit Zeichen voll, an denen sich die „Klangwiederholungen“ ablesen ließen.

Nach den „Klangwiederholungen“ beschäftigte er sich mit „rhythmiko-syntaktischen Figuren“. Er unterhielt sich viel mit Jakobson, Schklowski, Jakubinski und Poliwanow, den sogenannten „Opojasowzen“ – Mitgliedern der Gesellschaft zum Studium der poetischen Sprache. Jakubinski lehrte russische Literatur in einem Kadettenkorps, Poliwanow war Professor an der Petersburger Universität.

Die Wohnung wurde uns zu eng. Als in unserem Haus eine größere frei wurde, zogen wir um, fast ohne Möbel.

Hier kamen unsere Philologen häufig zusammen, sprachen zu einzelnen Themen, schrieben Artikel oder lasen welche vor, um sie zu erörtern. Brik gab den ersten „Sammelband zur Theorie der poetischen Sprache“ heraus. Interessanterweise findet sich in den beiden erschienenen Opojas-Bänden kein einziges Zitat von Majakowski, kein einziger Hinweis auf seine Verse, nur daß einmal beiläufig sein Name fällt. Trotz ihrer Freude an seinen Gedichten – bei ihren philologischen Untersuchungen ließen die Opojasowzen Majakowski noch ganz außer acht.

Majakowski konnte ihren Disputen stundenlang zuhören. Fortwährend wollte er von Brik wissen: „Na, was gefunden? Noch was gefunden?“ und ließ sich jedes neue Beispiel erklären. Morgens stand er eher als alle anderen auf und äugte ungeduldig zu Briks Tür. Wenn er feststellte, daß Brik nicht mehr schlief, sondern im Bett las oder eine Partie aus der

Schachzeitschrift nachspielte, rief er, er solle *auf der Stelle* frühstücken kommen. Der Samowar siedete, Majakowski machte eine Portion belegter Brote, und sie lasen und besprachen die Zeitungen des Tages. Als Brik über die Literatur der vierziger Jahre des XIX. Jahrhunderts arbeitete, bat ihn Majakowski, „Bericht zu erstatten“ über alle „neuesten Neuigkeiten aus den vierziger Jahren“ oder über irgendwas anderes, was zu diesem Thema gehörte.

Die Frühstückszeit liebte Majakowski am meisten: Keiner kam und störte, der Kopf war frisch, vom Nachtschlaf erholt. Morgens hatte er immer gute Laune. So begann bei uns viele Jahre lang jeder Tag.

Brik sprach mit Majakowski über alles, was er gelesen hatte. Majakowski kam kaum zum Lesen, hatte aber für alles Interesse, und Brik konnte eindrucksvoll erzählen. Oft geschah es, daß Majakowski mitten im Gespräch aufstand, sich über Brik beugte und ihm mit den Worten: „Komm, laß dir die Glatze küssen“ einen Kuß auf den Kopf gab.

Majakowski war ein ungemein zärtlicher Mensch. Grobheit und Zynismus verabscheute er. Zeit unseres Zusammenlebens hat er kein einziges Mal die Stimme erhoben, weder gegen mich noch gegen Brik oder die Haushälterin. Etwas anderes war die Schärfe seiner Polemiken. Das steht auf einem ganz anderen Blatt.

Im Frühjahr 1918 hielt sich Majakowski zu Dreharbeiten an dem Film *Nicht für Geld geboren* in Moskau auf, von dort schrieb er mir:

Im Sommer möchte ich einen Film mit uns beiden machen. Würde ein Drehbuch für Dich schreiben.

Dieses Drehbuch hieß dann *Die vom Filmstreifen Gefesselte*. Er nahm es sehr ernst, schrieb es mit Hingabe wie seine besten Verse.

Jammerschade, daß es verlorenging. Leider ist auch der Film verlorengegangen, nach dem man es hätte rekonstruieren können. Ärgerlicherweise habe ich den Namen des Landes vergessen, auf dessen Suche sich der Maler, der Held des Films, begibt. Ich weiß nur noch, daß er auf der Straße ein Filmplakat sieht, von dem sie, das Kino-Herz, verschwunden ist, weil der Kinomann – eine wie einem Hoffmannschen Märchen entstiegene Gestalt – sie aus der realen Welt in den Filmstreifen zurückgelockt hat. In einer Ecke des Plakats entziffert der Maler ein Wort in winziger Schrift, es ist der Name jenes Landes, wo die Verschwundene lebt. „Lieblandien“ oder so ähnlich. Irgendein Wunderland. Wie haben wir es geliebt! Aber ich kann mich nicht mehr entsinnen, so wie man sich manchmal nicht mehr an einen glücklichen Traum erinnert.

Im Anschluß an die Dreharbeiten fuhren wir nach Lewaschowo bei Petrograd, wo wir drei Zimmer mit Pension mieteten.

Hier schrieb Majakowski sein *Mysteriurn buffo*.

Er ging viel spazieren, malte Landschaften, fragte mich ständig, ob er im Malen nicht Fortschritte gemacht habe.

Seine Landschaftsbilder waren klein und immer im selben Format, nicht größer als sein Farbkästchen. Smaragdgrüne Wiesen, von blauen Tannen gesäumt. Später lagen sie zusammengerollt in unserer Petrograder Wohnung; als wir nach Moskau zogen, blieben sie dort und kamen samt den Büchern und Möbeln abhanden.

An den Abenden spielten wir Karten, meistens „König“, wobei wir eine Punkttabelle führten. Wer um eine bestimmte Anzahl von Punkten zurücklag, mußte entweder die Reinemachefrau

heraufholen oder Rasierklingen putzen oder „den Käfer fangen“ (d.h. irgendeinen hübschen Käfer finden und nach Hause bringen) oder bei Regen vom Bahnhof die Zeitungen holen. Weil wir mit Anschreiben spielten, traf manchen das Los, mehrere Tage hintereinander Rasierklingen zu putzen, einen Käfer zu fangen oder bei beliebigem Wetter Zeitungen zu holen.

Unser Speiseplan bestand jeden Tag aus Salzfisch und Dörrerbsen. Brot und Zucker brachte das Hausmädchen Polja aus der Stadt mit. Das Brot, wohlschmeckendes süßes Roggenbrot, buk sie selbst, wobei sie die Blechdosen des Borman-Gebäcks „George“ gleich als Backform benutzte.

Bei den Mahlzeiten in der Pension saß Majakowski am einen Ende des langen Tisches und am anderen, ihm gegenüber – eine üppige Blondine. Als sie abreiste, wurde ihr Platz einer dünnen alten Jungfer zugewiesen. Majakowski griff zum Löffel, hob die Augen und murmelte erschrocken:

Wo der Tisch voll Speisen war, steht jetzt der Sarg.

Wir gingen Pilze suchen. Es gab viele, aber nur Täublinge, freilich schön gewachsene, feste, farbige. Wir gaben sie zum Braten in die Küche.

In gewissen Abständen trug uns Majakowski die neuesten Passagen seines Stückes *Mysterium buffo* vor. Er sprach sie heiter, beschwingt. Wir freuten uns auf jede neue, gingen innerlich mit jeder Zeile mit, und als gegen Sommerende das Stück vollendet war, stellte sich heraus, daß wir es auswendig wußten.

Bekanntlich konnte sich Majakowski selbst in Gesellschaft mit seinen Texten weiterbeschäftigen – auf der Straße, im Restaurant, beim Kartenspiel, überall. Aber er liebte die Stille und Einsamkeit, genoß sie sowohl in Lewaschowo als auch später in Puschkino, wo er stundenlang durch den Wald streifte. Auf dem Lande fiel ihm die Arbeit leichter, ermüdete er nicht so schnell wie in dem berühmten „Lärm der Stadt“.

Im Herbst hieß es in die Stadt zurückkehren. Da wir völlig blank waren und die Pension nicht bezahlen konnten, verkauften wir dem Maler Brodski ein Porträt von mir, das 1916 von Boris Grigorjew gemalt worden war – ein riesiges, überlebensgroßes: ich, im Gras liegend, und hinter mir so etwas wie ein Feuerschein. Majakowski nannte es „Lilja bei Flut“. (Das Porträt ist spurlos verschwunden) In Petrograd mietete Majakowski eine kleine Wohnung auf unserer Etage. Die Badewanne stand aus Platzmangel im Flur. Ins Schlafzimmer kamen eine Couch und ein großer, in rosa Plüsch gerahmter Spiegel, den er von Bekannten geliehen hatte. Meyerhold und Majakowski nahmen die Inszenierung des *Mysteriums* in Angriff. Die Rolle „Einfach ein Mensch“ spielte Majakowski selbst, und als bei der Uraufführung mehrere Darsteller wegen Krankheit ausfielen, übernahm er auch ihre Rollen. Ich wurde zur Regieassistentin hinzugezogen und studierte mit den Darstellern das chorische Versesprechen ein.

Wie die *Mysterium*-Inszenierung entstand, ist schon vielfach geschildert worden, daher will ich nicht weiter darauf eingehen.

Majakowski bereitete es bei den Proben Vergnügen, daß die Schauspieler, noch dazu so viele, Texte aus seiner Feder sprachen, und ihm schien, alle spielten großartig.

Er war unendlich dankbar, daß man sich so intensiv mit ihm abgab.

Allgemein glaubt man, Majakowski sei über die Maßen selbstbewußt gewesen. Bei seinen öffentlichen Auftritten war er so gelassen und bestimmt, weil er genau wußte, was er zu tun hatte, nicht jedoch, weil er sich für unfehlbar hielt.

Meyerhold und Majakowski waren bei den Inszenierungsarbeiten regelrecht ineinander verliebt. Majakowski akzeptierte erfreut jede Anordnung von Meyerhold und umgekehrt – Meyerhold jeden Vorschlag von Majakowski. Wahrscheinlich standen sie sich im Weg. Vorgreifend will ich eine Stelle aus Majakowskis letztem Brief an mich zitieren:

Vor drei Tagen war die Uraufführung von Schwitzbad. Bis auf Einzelheiten hat sie mir gefallen, die erste nach meiner Vorstellung inszenierte Sache von mir.

Ich sah diese Aufführung erst nach Majakowskis Tod. Sie gefiel mir gar nicht. Der Text kam nicht über die Rampe. Gut fand ich allenfalls Einzelheiten. Sie war für meine Begriffe schlechter geraten als die von *Mysterium* oder von *Wanze*. Meyerholds Geist hatte Majakowski anscheinend blind gemacht. Und umgekehrt – Majakowskis Geist hinderte Meyerhold, sich richtig zu entfalten. Blindlings vertrauten sie einander. Sie zogen an einem Strang – dem der Kunst. Meyerhold machte neues Theater, Majakowski neue Poesie.

In den Hungertagen des Jahres 1919 schrieb ich die *Wirbelsäulenflöte* mit der Hand ab, und Majakowski entwarf einen Umschlag. Darauf schrieben wir ungefähr dies: „W. Majakowski. ‚Wirbelsäulenflöte‘. Ein Poem. L. Ju. Brik gewidmet. Abgeschrieben von L. Brik. Umschlag von W. Majakowski.“ Dieses selbstgebastelte Bändchen brachte Majakowski zu einem Kommissionsgeschäft, es wurde im Nu verkauft und brachte uns zwei Mittagessen ein. Für den Sommer mieteten wir ein kleines Landhaus in Puschkino bei Moskau. Die Adresse (wie Majakowski sie auch in einer Gedichtüberschrift anführt):

Puschkino, Akulowberg, Rumjanzewsches Landhaus, 27 Werst auf der Jaroslawler Bahn

Ein einsames Häuschen wie auf Stelzen, so gut wie ohne Garten, dafür mit einer Terrasse, die auf eine weite Wiese blickte. Rechter Hand ein pilzreicher Wald. Wir litten Hunger, ernährten uns fast nur von Pilzen. Als Vorspeise gab es marinierte Pilze, Pilzsuppe oder manchmal eine Pastete aus Roggenmehl, mit Pilzen gefüllt, als Hauptgericht gekochte Pilze; zum Braten hatten wir kein Fett.

Allabendlich setzten wir uns vors Haus auf die Bank und beobachteten den Sonnenuntergang. Ein Jahr darauf entstand in Puschkino das Gedicht „Sonne“.

Morgens fuhr Majakowski nach Moskau rein, zu seiner Arbeit bei der ROSTA. In der Bahn stand er mit seinem Notizheft oder einem Zettel am Fenster und murmelte vor sich hin, bemüht, sein selbstgestelltes Tagespensum zu erfüllen – soundsoviel Verszeilen für die ROSTA-Plakate.

1919 hatte Majakowski auf dem Moskauer Kusnezki Most ein Satirefenster der ROSTA gesehen und daraufhin den ROSTA-Chef Kershenzew aufgesucht.

Bei der ROSTA arbeitete der Maler Tscheremnych. Er war der Erfinder dieser „Fenster“, Kershenzew schickte Majakowski zu ihm. Sie kamen überein, und statt nur eines Feuilletons oder Gedichtes mit Illustrationen, wie zuvor, erschienen fortan auf jedem Plakat mehrere Zeichnungen mit entsprechendem Text.

Die Plakatproduktion wuchs und gedieh. Tscheremnych wurde zu ihrem Leiter ernannt. Binnen zweieinhalb Jahren hatten sich in vielen anderen Städten Filialen gebildet. Man zog alle nur halbwegs prosowjetischen Maler und Graphiker zur Mitwirkung heran. Ausländer wurden auf dieses Unternehmen neugierig. Einmal kamen Japaner, sie ließen den

Dolmetscher fragen, wer hier Majakowski sei, und blickten ihn ehrfürchtig von unten herauf an.

Eines Tages stellte uns Kershenzew einen Mann folgendermaßen vor: „Hier, ein Amerikaner, er interessiert sich für euch.“

Majakowski war nicht da, ich kolorierte gerade ein Plakat, das er mir anvertraut hatte, und Tscheremnych und Maljutin, ebenfalls bei der Arbeit, wechselten laut und vernehmlich Bemerkungen etwa dieser Art:

Die kommen und gaffen, halten uns bloß von der Arbeit ab. Ein Greuel, diese Amis! Haben von Kunst keinen Dunst, aber – interessieren sich! He, du Ami, guck mal – das ist Lloyd George!

Er nickte. „Und das da – Clémenceau. Kapito?“

Er nickte wieder.

Tscheremnych rannte zu Kershenzew. „Schaffen Sie uns diesen Taubstummen vom Hals, mit dem ist kein Reden!“

„Wieso? Er kann perfekt russisch. Es ist John Reed.“

Tscheremnych flüsterte es Maljutin ins Ohr. Der sagte mit Zuckerstimme:

Mir scheint, ihr Amerikaner interessiert euch gar nicht für Kunst.

John Reed antwortete in reinstem Russisch, er persönlich interessierte sich sehr für Kunst, besonders für die sowjetische...

Wir arbeiteten pausenlos, bis zur Erschöpfung. Tscheremnych wohnte in der Nähe.

Majakowski und ich blieben bis in die Nacht im Studio, ans Telefon ging er.

Eines Abends klingelte das Telefon. „Ist jemand da?“

„Nein.“

„Kein Leiter?“

„Nein.“

„Auch kein stellvertretender Leiter?“

„Nein, keiner.“

„Es ist also keiner da? Kein einziger?“

„Kein einziger.“

„Hervorragend.“

„Wer spricht denn da?“

„Lenin.“

Damit wurde aufgehängt. Majakowski konnte sich lange nicht wieder fassen.

Dieses Gespräch weiß ich wahrscheinlich deshalb noch Wort für Wort, weil Majakowski es später viele Male zum besten gegeben hat.

Wir waren bei der Arbeit immer sehr vergnügt.

Kershenzew liebte uns und freute sich über jedes gelungene „Fenster“.

Zum Zeichnen bekamen wir ganze Rollen ausgesonderten Zeitungspapiers. Wir beschnitten und überklebten die rissigen Ränder. Praktisch! Wenn etwas mißraten war, brauchte man nicht mühselig zu radieren oder zu retuschieren, sondern konnte es einfach überkleben.

Unsere Arbeitsteilung war so: Majakowski machte die Zeichnungen mit Kohle, ich kolorierte, dann gab er ihnen den letzten Schliff. Unser Studio, ein großes Zimmer, war bitterkalt. Wir

heizten das Kanonenöfchen, die Burshuika, mit alten Zeitungen und stellten die Farben und den Leim auf ihm warm, die sonst sofort hart geworden wären. Majakowski machte täglich Dutzende Verse zu den verschiedensten Themen. Wir gönnten uns kaum Schlaf. Eines Nachts legte er sich sogar ein Holzscheit unter den Kopf, um nicht zu lange zu schlafen. Tscheremnych zeichnete an die hundert Plakate pro Tag, meistens Häuser. Manchmal schlief er vor Übermüdung mitten beim Zeichnen ein und behauptete anderntags, das Plakat habe sich nach dem Gesetz der Trägheit von selbst vollendet. Manchmal veranstalteten er und Majakowski ein „Wettrennen“. Sie bereiteten je zwölf Bögen vor, ich gab das Startzeichen, sie stürzten mit dem Kohlestift auf ihre Staffelei los und zeichneten um die Wette, wobei sie sich nach der durchs Fenster sichtbaren Uhr des Sucharew-Turms richteten.

Die Anzahl der Zeichnungen auf einem ROSTA-Plakat war unterschiedlich, von zwei bis sechzehn.

Für die künstlerische Abteilung gab es einen Sonderfonds. Der Druck von seiten der Maler war so stark, daß der Hauptbuchhalter einen Jungen vor seiner Tür postierte, der ihn vor den Malern warnen sollte. Wenn der Junge Majakowski, Tscheremnych und Maljutin anrücken sah, rief er aus Leibeskräften: „Die Maler kommen!“, und der Buchhalter entwischte schnell durch eine Hintertür.

Jede Honoraränderung lief über den Verband. Dorthin brachten Majakowski und Tscheremnych ihre Plakatomuster, und zwar möglichst solche, die nach viel Arbeit aussahen. Etwa eine Fabrik mit unzähligen Fenstern. Um die Wahrheit zu sagen, gerade so etwas war am allereinfachsten, es entstand blitzschnell, mit Hilfe von über Kreuz gelegten Linealen. Aber es machte Eindruck. Die Maler fragten:

Also, was meinen Sie, wie lange braucht man für ein solches Plakat?

„Drei Tage.“

„Wo denken Sie hin! Allein schon die Fenster, machen Sie das mal – jedes einzelne zeichnen!“ Eines Tages kam eine Revision. Sie erklärte, Tscheremnych sei Futurist und müsse umgehend entlassen werden. Majakowski blieb von diesem Verdacht verschont! Er setzte sich heftig für Tscheremnych ein und setzte sich durch.

Immer mehr Maler stießen zu uns, obwohl die Auswahl streng war und nicht nur künstlerischen Kriterien folgte. Einer legte zum Beispiel eine durchaus passable Zeichnung vor – einen Rotarmisten, aber leider mit einem vierzackigen Mützenstern. Majakowski ereiferte sich darüber, machte sich lustig, und der Maler wurde mit Schimpf und Schande davongejagt.

Vervielfältigt wurden die Fenster mit der Schablonenmethode, von Hand. Die ersten Schablonen gingen zu den entferntesten Punkten des Landes, die nächsten zu näher gelegenen. Das Original hing am Tag nach dem Ereignis, worauf es sich bezog, in Moskau aus. Binnen zweier Wochen waren die jeweiligen „Fenster“ in der ganzen Union verbreitet. Eine dazumal selbst für Lithographien unerhörte Geschwindigkeit.

Bald kamen die Aufträge nicht mehr von der ROSTA, sondern von anderen Behörden: von der Politverwaltung, vom Transportwesen, von der Abteilung Kommunalwirtschaft („Schöne die Straßenbahn“), vom Volkskommissariat für Gesundheitswesen („Geh zur Pockenimpfung“, „Trinke kein unabgekochtes Wasser“), vom Bergbau.

Als die Bergleute die ersten Plakate von „Macht Vorschläge“ sahen, bemängelten sie, daß die Arbeiter „so rot“ seien, „wie blutbesudelt“. Majakowski fragte: „Welche Farbe wäre euch denn lieber?“ – „Na schwarz zum Beispiel“, war die Antwort. „Da würdet ihr sagen – wie

rußbesudelt.“

Sie akzeptierten die roten.

Pädagogen bestellten ein „Alphabet-Plakat“. Tscheremnych machte zwei Entwürfe, aber sie mißbilligten, daß es ein „politisches Alphabet“ geworden war, und zogen den Auftrag zurück. Der Niedergang unseres Unternehmens begann, als wir der Hauptverwaltung für Politbildung beim Volkskommissariat für Volksbildung unterstellt wurden und es mit Litho-, Zinko- und Typographie zu tun bekamen. Man stellte uns eine Liquidationsfrist, erst von zwei, dann von vier Wochen, dann mußten wir ganz schließen.

In diesem ROSTA-Sommer in Puschkino hat Majakowski auch manches lyrische Gedicht gemacht, meistens, während er abends am Waldrand oder auf den Wegen der Ortschaft spazierte.

Nicht weit von unserem Häuschen lag eine schöne große Datsche, in ihr wohnten zwei Schwestern, ihre Besitzerinnen. Beide hübsch. Und in ihrer Nachbarschaft, wohl in derselben Straße, wohnte ein bildschönes rothaariges Mädchen. Auf die jüngere der beiden Schwestern und das rothaarige Mädchen sind die beiden Gedichte „Beziehung zum Fräulein“ und „In Heines Manier“ gemünzt. Eigentlich wollte Majakowski einen ganzen Zyklus zu diesem Thema schreiben, aber wir mußten in die Stadt zurück.

In Puschkino ist auch das Gedicht „Skizze eines Lachens“ entstanden. Täglich passierte ein Postzug den Ort, zu ihm kamen „Weiber mit Milch“ und „Bauern mit Lammfleisch“ gepilgert. Majakowski trällerte fortwährend dieses Gedicht – schwülstig, mit reichem Mienenspiel, zu einer bestimmten Melodie, die ich noch heute im Ohr habe.

*Wäre es unter den Zug geraten,
welch Pfiff noch hätte genutzt hinterher.
Doch kam ein Bauer mit Lammfleisch daher,
pfiff, und das Weiblein war gut beraten.*

Die vorletzte Strophe schmetterte er wie ein „Gloria und Hosianna“.

*Zwar aus dem Dickicht des Volkes, doch
ein Retterengel, am hellen Tag wandelnder.
Du, Mittelbauer, mit Lammkeulen handelnder,
sei uns gepriesen und lebe hoch!*

In Puschkino haben wir mehrere Sommer verbracht. 1919 hatten wir dort ein kleines Erlebnis, das ich vorgreifend erzählen möchte, weil es in unserem Zusammenleben eine gewisse Bedeutung erlangen sollte.

Wir spazierten an den Grundstückzäunen entlang, labten uns am Duft des blühenden Flieders. Majakowski marschierte mitten auf der Straße und murmelte vor sich hin, er schmiedete Verse, schlug dazu den Takt mit der Hand.

Plötzlich – ein Piepsen zu unseren Füßen. Wir machten erschrocken halt, sahen, daß wir beinahe über ein winziges Lebewesen gestolpert wären. Verwundert beugten wir uns hinab – das schmutzige Fellknäuel stupste mit der Schnauze an unsere Füße und winselte und winselte...

Majakowski, der gedankenverloren weitergegangen war, kam mit zwei Sprüngen zurück, reckte den Kopf über den Zaun und rief den Kindern im Garten zu: „Gehört der Hund euch?“

„Nö!“

„Wem dann?“

„Keinem!“

Mit spitzen Fingern hob er das schmutzige kleine Hundevieh auf und setzte es sich auf die Hand. Wie auf Kommando machten wir kehrt und zogen nach Hause.

Der Hund, ein ganz junger Welpen, war so verdreckt, daß Majakowski ihn mit ausgestreckten Armen trug, damit keine Flöhe übersprangen.

Er hörte zu winseln auf und machte es sich in Majakowskis großen Händen wie in einem Sessel bequem. Majakowski versuchte seine Rasse zu bestimmen und kam zu dem Schluß:

„Eindeutig eine dreckige!“

Zu Hause stellten wir den Samowar auf. Nach einer Weile tauchte Majakowski den Finger ins Wasser und sagte: „Gerade richtig!“

Vorm Haus setzten wir unseren Welpen in eine Waschschüssel und badeten ihn. Dreimal mußten wir das Wasser wechseln. Still und brav ließ er diese Prozedur über sich ergehen. Wir trockneten ihn gründlich ab, und Brik nahm ihn mit auf die Bank in die Sonne, damit er trocknete, ohne sich zu erkälten.

Ich stellte ihm ein Näpfchen mit warmer Milch und Brotbröseln ins Gras, tunkte ihn mit der Schnauze hinein, und sofort begann er zu schlabbern, hatte im Nu alles weggeputzt. Ich füllte nach, wieder lehrte er den Napf bis auf den letzten Tropfen. Erst beim drittenmal ließ er ein Restchen übrig.

Wir hatten damals selbst kaum zu essen. Milch war eine Kostbarkeit, das Brot reichte weder hin noch her. Das Hündchen, so stellten wir fest, hatte sich unser ganzes Abendbrot einverleibt. Es war zum Platzen satt. Sein Bäuchlein, kugelrund geworden, schwankte wie eine schwere Fracht, es verlor das Gleichgewicht und plumpste auf die Seite.

Wieder machten wir uns über seine Rasse Gedanken und fanden:

Jetzt ist es eindeutig eine blitzsaubere und satte!

Majakowski taufte unseren Findelhund „Wau“.

An diesem Tag war das Schwimmen ausgefallen, aber alle kommenden Tage bis Sommerende sollten wir nun zu viert schwimmen gehen.

Das Fließchen Utscha, anmutig windungsreich, mit lebhafter Strömung. Die Ufer schattig, das Wasser sonnig. Majakowski schwamm prustend, und Wau kläffte entrüstet hinter ihm her. Er wollte ihm nach, tappte mit den Pfoten ins Wasser, schrak zurück, kläffte aber unermüdlich weiter.

Majakowski winkte, pfiff, rief ihn in allen möglichen Variationen: „Wau!“ – „Wauchen!“ – „Wauwauuu!“ – „Wauwauuuuu!“ – „Wauilein!“

Wau konnte sich nicht überwinden. Er sprang los, aber sowie seine Pfoten das Wasser berührten, nahm er in panischem Schrecken Reißaus, flüchtete zu mir und beklagte sich lauthals über sein schlimmes Erlebnis.

„Nicht doch, Wau, he, Wauchen!“ rief Majakowski aus dem Wasser. „Du siehst doch, daß keiner Mitleid hat! Also komm, sei ein Mann! Laß uns wie zwei Männer schwimmen!“

Majakowskis rhetorisches Talent war so stark, daß Wau sich plötzlich einen Ruck gab, sich in die Fluten warf und zu ihm hinpaddelte.

Majakowskis „wauische“ Freude war unbeschreiblich. „Leute, seht! Seht alle her! Ein besserer Schwimmer als ich! Daneben bin ich der reinste Wauwau!“

Es kam die Pilzzeit, es war ein pilzreiches Jahr. Wir freuten uns darüber – eine kleine

Abwechslung und eine willkommene Ergänzung unserer kargen Küche.

Jeden Tag gingen wir in die Pilze, natürlich zu viert. Majakowski legte bei diesen Pilzjagden einen fanatischen Ehrgeiz an den Tag. Dabei kam es ihm nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität an. Einmal fand er einen Steinpilz von anderthalb Pfund.

Im Chausseeграben wuchsen Champignons. Hier konnten wir unserer täglichen Portion sicher sein, denn die Einwohner und die meisten Sommerfrischler hielten sie für giftig.

Am meisten fielen Täublinge an. Die schmeckten zwar nicht sonderlich gut, waren aber schön anzusehen – farbig und stattlich gewachsen. Es machte uns Spaß, sie zu sammeln.

Später gab es Unmengen Hallimasch. Polja kochte sie, rieb sie klein und dickte das Ganze mit Mehl an. Noch heute spüre ich den würzigen Geschmack dieses Hallimaschbreis auf der Zunge, wenn ich in einem herbstlichen Wald oder durch herbstfeuchtes Laub gehe.

Den Hallimasch legten wir in solchen Mengen ein, daß wir den ganzen Winter davon zehren konnten. Auch Wau schmauste mit vollen Backen, nicht anders als wir.

Einmal gingen wir an dem Grundstück vorbei, wo wir Wau aufgelesen hatten, und die Kinder dort klärten uns über seinen Stammbaum auf. Die Mutter – ein reinrassiger Setter, der Vater unbekannt.

Wau schlug sichtlich nach seiner Mutter. Er hatte ein seidenweiches Fell mit rötlichem Glanz (worüber sich Majakowski nicht genug freuen konnte), drollig lockige lange Ohren und einen dementsprechend zünftigen Schwanz. Nur die Schnauze war dunkel, und seine Körpermaße übertrafen die Setternorm um das Anderthalbfache.

„Desto besser“, meinte Majakowski. „Wir beide sind eben große Menschenexemplare.“

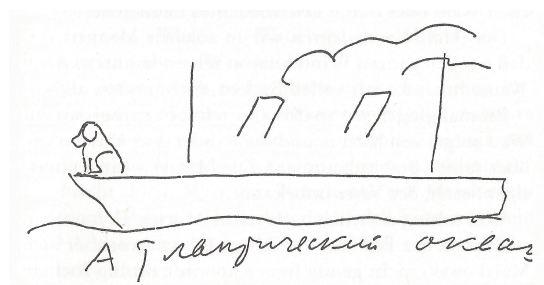
Sie waren sich ungemein ähnlich. Beide mit großen Pfoten und großem Kopf. Beide wetzten, wenn sie aufgereggt waren, mit aufgestelltem Schwanz umher. Beide winselten kläglich, wenn sie etwas haben wollten, und gaben nicht eher nach, bis sie es hatten. Beide konnten sie gegen den erstbesten, der ihnen in die Quere kam, losklaffen, einfach so, der schönen Worte wegen.

Bald nannten wir Majakowski ebenfalls Wau. Nun hatten wir zwei „Waus“ – den „Großen Wau“ und den „Kleinen Wau“. Seitdem unterschrieb Majakowski alle seine Briefe und sogar Telegramme an uns mit „Wau“ oder „Wauchen“.

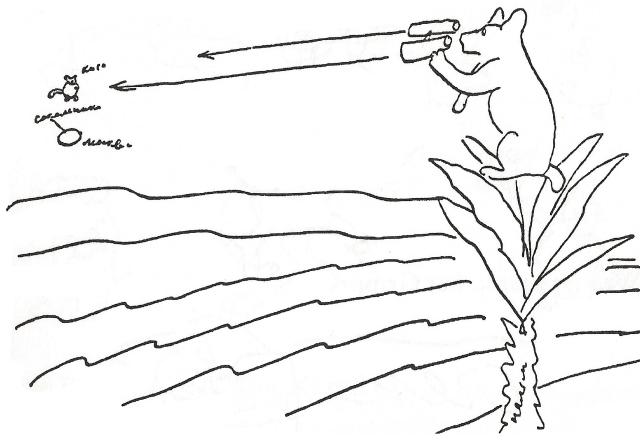
Später gewöhnte er sich in seinen Briefen an, statt zu unterschreiben, sich als „Wau“ zu zeichnen, manchmal nur mit ein paar Strichen.

Hier einige Beispiele.

Auf einem Dampfer im Atlantischen Ozean.



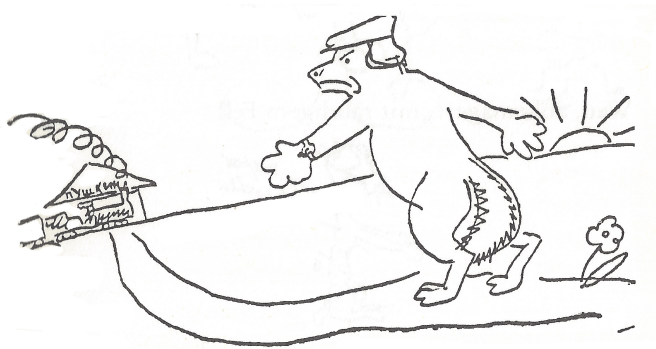
Wau in Mexiko, er sitzt auf einer Palme und guckt durchs Fernrohr nach Moskau.



Ein Brief aus Paris. Wau vor dem Eiffelturm.



Die Geschäfte rufen; Wau hastet in Puschkino zum Moskau-Zug.



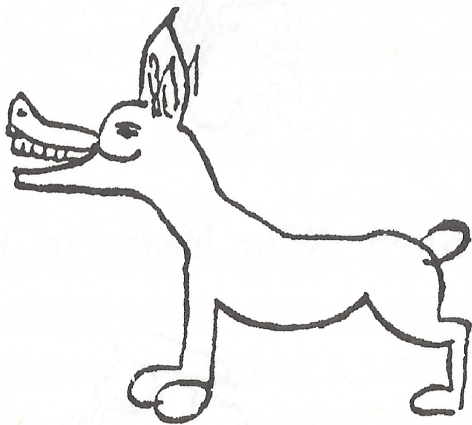
Auf dem Weg zur Arbeit.



Wau ist krank, hat Grippe.



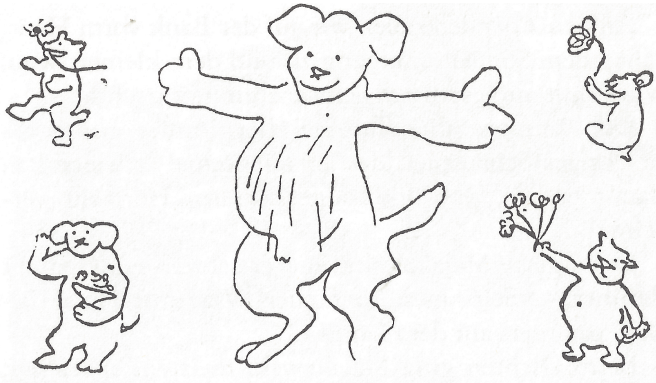
Nach dem Englischunterricht.



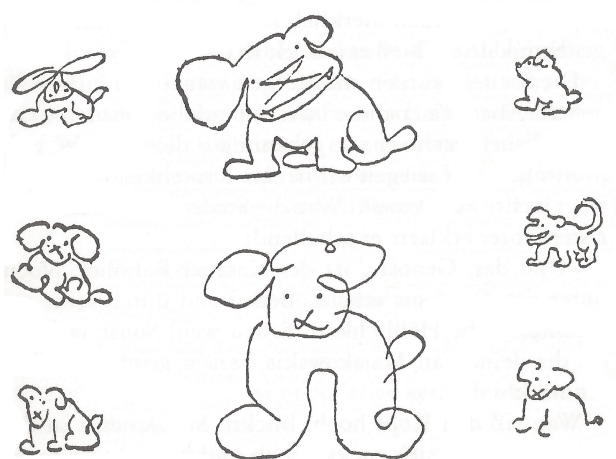
Wau, abgemagert, mit rüdigem Fell.



Fröhlich, mit Blumen.



Hier Beispiele der „Wau-Kürzel“.



In diesem Jahr blieben wir lange in Puschkino, bis in die ersten Septembertage.
An den Abenden saßen wir auf der Bank vorm Haus, sahen dem Sonnenuntergang zu und dem kleinen Wau, wie er mit aufgestelltem Schwanz umherpirschte.
Der sonnige Abendhimmel bot immer ein neues prächtiges Schauspiel, das aber jedesmal unweigerlich damit endete, daß die Sonne hinterm Horizont verschwand.
Das ärgerte Majakowski, und er schrieb ein Gedicht darüber – „Seltsames Abenteuer Wladimir Majakowskis, sommers auf dem Lande“.
Beim Dichten ging Majakowski meistens spazieren, da schlenderte er durch die Ortsstraßen, am Waldrand entlang oder über die große Wiese, und Wau trottete hinter ihm her wie ein Hundejunges seiner Mutter.
Die Tage wurden merklich kürzer, die Abende unangenehm kalt. So hieß es zurück in die Stadt.
Die Sachen wurden am Morgen von einem Fuhrwerk geholt. Aber Wau nahmen wir mit auf die Bahn, und die ganze Fahrt starrte er wie gebannt aus dem Fenster.
Am Bahnhof stiegen wir in eine Droschke, und unterwegs stellte Majakowski Wau die Stadt vor. Wie ein Touristenführer erklärte er schallend:

Und das, Genosse, ist der Kasaner Bahnhof. Noch unter den Bourgeois erbaut. Bedeutend durch seine architektonische Häßlichkeit. Schau weg! Sonst versaust du dir deinen an Majakowskis Versen geschulten Geschmack!

Wau riß den Kopf hoch, blickte Majakowski in die Augen, wandte sich ruckartig ab und betrachtete angelegentlich die andere Straßenseite.
„Das ist die Mjasnizkaja. Hier wohnt unser Freund Ljowa. Ein wirklicher Mensch, so wie wir beide, und hier ist die Architektur schön!“
„Der Rote Platz! Es gibt nichts Erstaunlicheres auf dem ganzen Erdball!“
So trudelten wir in der Poluektowa-Gasse, das heißt zu Hause, ein. Empfangen wurden wir von Muska, einer Hündin aus der Nachbarschaft – ein Beinahe-Foxterrier. Bei Waus Anblick führte sie einen wahren Freudentanz auf. Wau freute sich ebenfalls, war bei der Begrüßung aber ziemlich zerstreut – zuviel Neues auf einmal!

*Wir haben
auf zwölf Quadrat-Arschin
logiert
(ein Arschin
ist noch lange kein Meter) –
Lilja,
Ossja
und ich –
zu viert
mit unserem
lieben Köter.
(Deutsch von Hugo Huppert)*

So beschrieb Majakowski in seinem Poem „Gut und schön!“ unser damaliges Leben. Die Wohnung hatte viele Zimmer, die wir aber nicht heizen konnten. Wir rückten zusammen, verkrochen uns vor der Kälte alle in einem Raum, dem kleinsten. Die Wände und jeden

Zentimeter des Fußbodens deckten wir mit Teppichen ab, damit es nicht zog. In einer Ecke waren ein Ofen und ein Kamin. Den Ofen benutzten wir selten, aber den Kamin heizten wir morgens, mittags und abends mit alten Zeitungen und Teilen von Holz- oder Pappkisten. Wau ließ es sich auf dem Teppich vor dem Kamin wohl sein. Da kratzte es an der Tür. Wau blickte zur Tür, dann zu Majakowski. Majakowski sagte: „Bitte sehr, treten Sie näher!“, öffnete, und Muska spazierte herein. Sie begrüßte jeden einzelnen mit dem Schwanz, wanderte durchs Zimmer, alle Winkel inspizierend, und legte sich neben Wau vor den Kamin. Sie hatten innige Freundschaft geschlossen, obwohl sie viel älter war als er. Sie besuchten einander und spielten zusammen auf dem Hof.

Sie waren ein urkomisches Pärchen. Er – groß, täppisch und unbeholfen umherspringend, mit einem Riesenrachen und einer ohrenbetäubenden Stimme, ausgesprochen kläfflustig; sie – klein, rundlich, still, elegant trippelnd.

Nachts schlief Wau zu Majakowskis Füßen. Er hatte einen tiefen Schlaf. Gemeinsam standen sie auf.

Eines Nachts fuhr Wau im Bett auf. Majakowski wurde davon wach und machte Licht. Wau saß hochaufgerichtet, starrte zur Tür, den Kopf geneigt, die Ohren in sichtlicher Unruhe gespitzt.

Wir schwiegen und lauschten auch. Tiefe Stille.

„Was hast du? Was ist los?“

Wau sprang vom Bett, lief zur Tür, bäumte sich und schlug mit den Vorderpfoten auf die Klinke.

Die Tür rührte sich nicht.

Waus Unruhe wuchs. Er wirbelte zwischen Majakowski und der Tür hin und her, bellte wild, wollte, daß wir die Tür öffneten.

Wie angespannt wir auch lauschten, außer Waus Bellen hörten wir nichts. Aus Sorge um die Nachtruhe der Nachbarn reckte sich Majakowski vom Bett aus zur Tür und öffnete den Haken.

Wau stürzte in die Diele, sprang an der Eingangstür hoch und bellte und tobte, gebärdete sich wie toll.

Majakowski brummte: „Das Biest ist verrückt geworden!“, zog die Hausschuhe an und schlurfte hinaus.

Wau bellte nicht mehr, sondern heulte und klagte, schickte Majakowski flehentliche Blicke, ohne einen Fußbreit von der Tür zu weichen. Majakowski schloß auf.

Im Hausflur kauerte Muska – blutüberströmt, mit verwundeten Lenden und gequetschter Pfote.

Sie winselte kaum hörbar. Wau lief zu ihr.

Majakowski hob sie auf und trug sie ins Zimmer. Sie war offenbar in eine Straßenbalgerei geraten und mit knapper Not davongekommen.

Ich machte mich daran, mit dem abgekochten Restwasser aus dem Samowar ihre Wunden zu waschen. In Majakowskis Hände geschmiegt, schien sie sie mir geradezu hinzuhalten und winselte erschüttert und dankbar. Wau stützte sich mit den Pfoten auf Majakowskis Knie und schnellte immer wieder hoch, um uns zum Dank Gesicht und Hände zu lecken.

Brik machte Feuer im Kamin. Vor dem Kamin breiteten wir ein sauberes Handtuch aus und setzten Muska darauf. Sie begann ihre Wunden zu lecken. Wau gesellte sich zu ihr, legte sich so hin, daß er sie wenigstens mit einem Fleckchen seines Körpers berührte. Er zitterte immer noch, hob fortwährend den Kopf, doch als er sich vergewissert hatte, daß alles in Ordnung war, sich Muska beruhigte, ließ er ihn endgültig sinken und schlief ein.

Wau war ein prima Junge! Fröhlich, zärtlich, klug und einfühlsam. Ein richtiger Freund. Wenn einer von uns traurig war, spürte er es und tröstete ihn, so gut er konnte. Schlug Majakowski grübelnd die Hände vors Gesicht, so stellte sich Wau auf die Hinterbeine und versuchte, sie mit Schnauze und Pfoten wegzuziehen.

Eines Tages, nachdem er eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, kam Ljowa Grinkrug zu uns, um sich in unserem stillen Gäßchen von der lauten, zentralen Mjasnizkaja zu erholen. Wau hatte anscheinend noch Majakowskis Bemerkung über „unseren Freund Ljowa“ im Ohr, denn er kümmerte sich rührend um ihn, legte sich zu ihm aufs Krankenlager, begleitete ihn behutsam bei seinen ersten Spaziergängen.

In diesem Hungerwinter ging Majakowski zu Fuß zu seiner Arbeit auf dem Sretenski-Boulevard. Die Straßenbahnen verkehrten nicht, eine Droschke zu nehmen war undenkbar – fürchterliche Schlaglöcher!

Wau begleitete ihn stets bis zum Metzger an der Ecke zur Ostoshenka.

Gemeinsam betraten sie den Laden, und Majakowski kaufte ein Pfund Pferdefleisch. Gleich draußen gab er es ihm zu fressen, und er verschlang es blitzschnell. Das war seine Tagesration, mehr gab es nicht. Er verschlang es, wedelte mit dem Schwanz und trollte sich wieder nach Hause. Majakowski winkte ihm mit der Mütze und ging seiner Wege.

In diesem Winter mußten wir für einige Zeit verreisen, und Majakowski brachte Wau vorsorglich bei guten Bekannten unter.

Noch am Tag unserer Rückkehr fuhren wir ihn holen.

Wir klingelten, aber hinter der Tür blieb es still, kein fröhliches Begrüßungsgebell wie sonst. Dasselbe, als uns geöffnet wurde. Wau ließ sich nicht blicken.

Ohne abzulegen, ging Majakowski schnurstracks ins Eßzimmer vor. Wau saß auf dem Sofa, mager, daß alle Rippen zu sehen waren, den Kopf in unsere Richtung gewandt, die Augen matt. So stellt man sich die herrenlosen Hunde in den Gassen des alten Konstantinopel vor. Majakowskis Gesicht in diesem Moment werde ich nie vergessen. Mit einem einzigen Riesensatz war er bei Wau, nahm ihn auf die Arme und drückte und wiegte ihn. Wau schmiegte sich zitternd an ihn.

Als wir in der Droschke saßen, sagte Majakowski:

So was darf man eben nicht machen – seinen Hund fremden, lieblosen Händen überlassen. Auch ihr, gebt mich niemals in fremde Hände! Versprecht ihr mir das?

Nach wenigen Tagen war Wau wieder wohlauf, er machte sich immer besser heraus. Mit der Verpflegung wurde es leichter. Wir fütterten ihn gut, wärmten und hätschelten ihn.

Man konnte zusehen, wie er wuchs. Er wurde ein stattlicher Bursche, unsere Promenadenmischung, sah mit seinem rötlichen Fell und seinen Hängeohren wie ein waschechter, nur etwas zu groß geratener Setter aus. Er war sehr anhänglich, fast zu sehr. Und über die Maßen lauthals und leutselig.

Viele auf dem Hof konnten ihn nicht leiden, ja hatten Angst vor ihm, weil er jedermann ansprang mit ohrenbetäubendem Gebell, sich mit den Vorderpfoten gegen seine Schultern warf, so daß er ihn fast umriß vor lauter fröhlichem Gefühlsüberschwang. Der Betroffene ergriff schreiend die Flucht und sah sich von diesem schrecklichen Ungeheuer auch noch verfolgt. Das „Ungeheuer“ hielt es nämlich für Spiel.

Majakowski warnte Wau. Das könne böse enden, erklärte er ihm, die schlechten, argwöhnischen Menschen begriffen solche Unmittelbarkeit nicht, hier kreuzten „alle möglichen“ auf, er solle zurückhaltender sein, sich in acht nehmen.

Wau sah Majakowski dabei so aufmerksam, mit so einsichtsvoller Miene an, als verstünde er alles Wort für Wort und nähme es sich zu Herzen. Sobald es dunkelte, kam er von selbst, ohne daß wir ihn rufen mußten, kam entweder allein oder zusammen mit Muska und meldete sich an der Tür mit beharrlichem Bellen.

Eines Abends war es schon dunkel, Wau aber noch nicht zu Hause. Wir wollten Abendbrot essen.

Majakowski setzte sich die Mütze auf und ging runter, nach Wau Ausschau halten. Aber auf dem Hof fand er ihn nicht. So, wie er war, ohne Mantel, lief Majakowski vors Hoftor, ging die Gasse auf und ab, schaute sich auf den Höfen um. Er rief, pfiiff. Vergeblich!

Stundenlang klapperten wir die Straßen der Umgebung ab, suchten in den Nachbarhäusern, fragten Passanten, ob sie nicht einen rotbraunen, auffallend schönen Hund gesehen hätten.

Nachts konnte Majakowski nicht schlafen – kein Wau zu seinen Füßen!

Am Morgen bekam er keinen Bissen herunter, so sehr fehlte ihm Waus Gesellschaft. Wenn wir frühstückten, hatte er zwischen unseren Stühlen gesessen, eifrig bemüht, uns die eine oder andere Pfote zu geben. Ohne hinzusehen, ohne zu kauen, schlang er alles herunter, was wir ihm zuwarfen; ob es ein winziges Stückchen oder ein Riesenbissen war, er sperrte den Rachen auf und klappte ihn wie ein Nußknacker zu.

Uns war nicht bewußt gewesen, welch großen Platz Wau in unserem Alltag eingenommen hatte. Nun gab es niemanden mehr, der Majakowski bis zum Metzger an der Ecke begleitete; niemanden mehr, nach dem Majakowski sich umblicken konnte, um ihm mit der Mütze ein Tschüs zuzuwinken.

Wo war er? Was mochte ihm zugestoßen sein?

Wenn ihn jemand gestohlen und er ein freundliches neues Herrchen und satt zu fressen hatte – na gut. Aber wenn er überfahren oder von einem Hundefänger aufgegriffen worden war? Schließlich erreichte uns das Gerücht, irgendein Fremder habe Wau angelockt und totgeschlagen.

Einfach so, aus Niedertracht.

Majakowski schwor, es dem Mörder heimzuzahlen, würde er seinen Namen herausbekommen.

Wenig später zogen wir um, so sollten wir nie erfahren, wer unseren Wau umgebracht hatte. Elf ganze Monate war er auf dieser Welt gewesen.

Majakowski behielt Wau immer in Erinnerung. Wie kein anderer wußte er Freundschaft zu schätzen, und alte Freunde vergaß er nie.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie unsere Gespräche über den leidigen Alltag begannen. Nach den entbehrungsreichen, harten Revolutions- und Bürgerkriegsjahren kamen nach und nach die alten Lebensgewohnheiten wieder auf. Es war, als hielten mit den kleinen Weißbroten die alten Zeiten wieder Einzug. Häufig sprachen wir darüber, doch ohne daß wir zu einem Schluß gekommen wären.

Ich weiß nicht mehr, warum ich eher als Majakowski in Berlin war. Ich weiß nur noch, wie sehr ich ihn dort erwartete. Mir schwebte vor, daß wir gemeinsam all die neuesten Wunder von Kunst und Technik besichtigen gingen.

Wir stiegen im *Kurfürstenhotel* ab, wo Majakowski dann immer wohnte, wenn er in Berlin war.

Aber wir haben kaum etwas zu Gesicht bekommen. Majakowski machte ein paar Lesungen, und die übrige Zeit... Es stellte sich ein Spielkumpel ein, ein Russe, und Majakowski hockte Tag und Nacht auf dem Zimmer und pokerte mit ihm. Aus dem Haus ging er nur, um Blumen

für mich zu bestellen – Riesenkörbe, die knapp durch die Tür paßten, oder Sträuße, die er gleich samt ihren Vasen aus dem Schaufenster des Blumengeschäfts bringen ließ. Die deutsche Mark galt damals nichts, so daß wir mit unserem Geld in unerwartetem Reichtum schwelgten.

Morgens nahmen wir unseren Kaffee auf dem Zimmer, und mittags und abends gingen wir zusammen mit Freunden und Bekannten, die zufällig in Berlin weilten, zu *Horcher*, einem der teuersten Restaurants, großartig speisen. Majakowski hielt alle frei, was mir etwas peinlich war, ich fand, er führte sich wie ein Kaufmann oder Mäzen auf. Herr Horcher und der Kellner sprachen ihn mit „Herr Majakovsky“ an und rissen sich schier ein Bein aus, um es ihm – ein reicher Kunde schließlich! – in allem recht zu machen. Zum Nachtschisch brachte ihm der Kellner, als wäre es die größte Selbstverständlichkeit der Welt, fünf Portionen Melone oder Kompott, etwas, was Majakowski vor den schweren Jahren stets in Unmengen gegessen hatte. Als wir das erstemal dort waren und jeder sein Dessert bestellte, trompetete Majakowski:

Iech fünf Porzion Mjelon uund fünf Porzion Kampott. Iech bien ajn ruussischer Djichter, bekaant iem ruussischen Laand, weniger darf ich nicht essen.

Von Berlin aus machte Majakowski einen Abstecher nach Paris, Djalilew hatte ihn eingeladen. Als er nach einer Woche zurückkam, ging alles von vorn los.

Wieder in Moskau, kündigte Majakowski zwei Veranstaltungen an. „Was ist Berlin?“ und „Was ist Paris?“ (So stand es, glaube ich, auf den Plakaten.)

Zu der ersten Veranstaltung wurde berittene Miliz vor dem Polytechnischen Museum zusammengezogen. Majakowski war früher gegangen und hatte versprochen, mich am Eingang abzuholen. Als ich hinkam, war er nicht da. Er hatte vor der Riesenmenge die Flucht ergriffen (nicht einmal Stehplätze gab es mehr) und beim Einlaß Bescheid gesagt. Aber ich schaffte es nicht, mich dorthin durchzudrängen. Schließlich bugsierte mich doch noch jemand hinein.

Der Saal war proppenvoll, jeder Platz doppelt besetzt; man saß auf den Stufen der Gänge und auf der Bühnenrampe. Im hinteren Teil und zu seiten der Bühne hatte man Stühle für Majakowskis Bekannte aufgestellt.

Majakowski wurde mit donnerndem Beifall begrüßt.

Er begann zu erzählen, doch was er erzählte, waren alles Erlebnisse und Beobachtungen aus zweiter Hand. Erst hörte ich verwirrt und gepeinigt zu, dann hielt ich es nicht mehr aus und machte einige Einwürfe, kränkende vielleicht, die ich aber für gerechtfertigt hielt.

Ich saß mit auf der Bühne, ziemlich eingekeilt. Majakowski schielte erschrocken zu mir herüber. Komsomolzen, Jungs und Mädchen, vor mir auf der Bühnenrampe, die kein Wort von Majakowski verpassen wollten, zischten mich wütend aus. Dieses Bourgoisdämchen! mögen sie gedacht haben, was kommt sie zu Majakowski, wenn sie nichts von ihm versteht... So etwa drückten sie sich jedenfalls aus.

Dann war Pause. Majakowski sagte nichts, aber Dolidse, der Veranstalter, beschwor mich, um Himmels willen keinen Skandal zu machen. Als es weiterging, verbot er mir, die Garderobe zu verlassen. Aber ich hatte sowieso keine Lust, in den Saal zurückzugehen.

Mein Herz war so schwer, daß ich nicht einschlafen konnte. Ich schluckte Veronal und schlief bis mittags.

Majakowski kam mißmutig, düster zum Essen. Er fragte, ob ich zu der Veranstaltung morgen mitkäme.

„Natürlich nicht.“

„Was denn, soll ich absagen?“

„Mach, was du willst.“

Majakowski sagte die Veranstaltung nicht ab.

Am nächsten Tag riefen mich mehrere Freunde und Bekannte an:

Warum waren Sie nicht dabei? Sind Sie krank? Aus Wladimir Wladimirowitsch war ja nichts herauszukriegen Er ist so finster... Schade, Sie hätten kommen sollen... So was von interessant, solch ein Erfolg...

Majakowski war wie eine Gewitterwolke.

Wir hatten eine lange Aussprache, wurden heftig und bitterernst.

Beide weinten wir. Glaubten umzukommen. Alles aus und vorbei! Alles war zur Gewohnheit geworden – die Liebe, die Kunst, die Revolution. Alles war selbstverständlich geworden – daß wir einander hatten, daß wir Schuhwerk und Kleider hatten, im Warmen saßen. Und dann und wann Tee tranken. Wir versanken im Alltag. Sanken auf den Grund. Nie mehr würde Majakowski etwas Wirkliches schreiben...

Solche Aussprachen hatten wir in letzter Zeit des öfteren gehabt, aber keine Konsequenzen daraus gezogen. Doch jetzt, in dieser Nacht noch, faßte ich den Entschluß, mich wenigstens für ein, zwei Monate von ihm zu trennen. Damit wir uns darüber klarwurden, wie es mit uns weitergehen sollte.

Majakowski schien sich über diesen Ausweg aus der Ausweglosigkeit zu freuen, sagte: „Heute haben wir den 28. Dezember. Wir sehen uns also am 28. Februar.“ – und ging.

Am Abend danach kam ein Brief von ihm:

Lilchen,

ich sehe, Du bist eisern entschlossen. Ich weiß, ich setze Dir zu und tue Dir damit weh. Aber, Lilchen, was heute mit mir war, ist zu schrecklich, als daß ich nicht nach dem letzten Strohalm greifen könnte, einem Brief.

So schwer habe ich es mit mir noch nie gehabt – vielleicht bin ich wirklich zu groß geworden. Früher glaubte ich an ein Wiedersehen, wenn Du mich weggejagt hattest. Jetzt fühle ich, daß ich vom Leben vollends abgetrennt bin, daß nichts mehr, nie mehr etwas sein wird. Ohne Dich ist kein Leben. Ich habe das immer gesagt, wußte es immer. Jetzt fühle ich es, fühle es bis ins Innerste. Alles, alles, woran ich mit Freude gedacht habe, ist heute gleich Null – entsetzlich.

Ich drohe nicht, ich will kein Verzeihen erzwingen.

Ich kann Dir nichts versprechen. Ich weiß, es gibt kein Versprechen, das Dein Vertrauen hätte. Ich weiß keinen Weg zu Dir, zur Versöhnung mit Dir, der Dich nicht schmerzen würde.

Trotzdem kann ich nicht anders, als Dir zu schreiben, Dich um Verzeihung für alles zu bitten.

Wenn Dir der Entschluß schwergewogen ist, im Kampf mit Dir selbst, wenn Du das Letzte wagen willst, wirst Du verzeihen, wirst Du mir antworten.

Doch auch wenn Du nicht antwortest – Du bist mein einziger Gedanke. Wie ich Dich vor sieben Jahren liebte, so liebe ich Dich in dieser Sekunde; egal, was Du wünschst, was Du befiehlt, ich werde es tun, mit Begeisterung tun. Wie grausam, sich zu trennen, wenn man weiß, daß man liebt und selbst schuld ist an dieser Trennung.

Ich sitze im Café und heule. Die Kellnerinnen lachen über mich. Schrecklich der Gedanke, daß mein ganzes Leben so sein wird.

Ich schreibe nur von mir, nicht von Dir; schrecklich der Gedanke, daß Du ruhig bist und Dich mit jeder Sekunde weiter von mir entfernst und mich nach noch ein paar Sekunden vergessen haben wirst.

Sollte Dir dieser Brief mehr als Schmerz und Abscheu bereiten, so antworte um Christi willen, antworte gleich, ich laufe nach Hause und warte. Wenn nicht – o schreckliche, schreckliche Trauer.

Ich küsse Dich. Ganz Dein

Ich

Es ist 10, wenn Du bis 11 nicht geantwortet hast, weiß ich, man kann nichts erwarten.“

Zwei Monate hat Majakowski in seinem Freiwilligenkerker zugebracht. Er saß sie gewissenhaft ab, ohne sich zu verzeihen oder sich etwas vorzumachen. Manchmal strich er unter meinen Fenstern vorbei. Gab bei der Haushälterin Annuschka Briefe, Billetts („Billettgeplätscher“) und kleine Zeichnungen für mich ab. Das war das einzige, was er sich erlaubte – ein paar traurige oder scherzhafte Worte „zur Entlastung“, und selbst das klang wie eine Bitte um Entschuldigung. Auf dem Band *13 Jahre Arbeit*, den ich zu dieser Zeit von ihm erhielt, steht handschriftlich:

Ihr laßt nicht mal Briefe an euch heran.

Das Köpfchens Diskus ging unter für immer.

Was ist das wohl? Briefwechsel dann und wann?

Mau-Mäuzchen, wau! Es ist Wechselgewimmer.

Damals schickte er mir auch seinen neuen Band *Lyrik*. Dieses Exemplar ist mir abhanden gekommen, seine Widmung weiß ich aber noch auswendig:

Verzeih, Lilik, Liebes – bettelbillig

die Sprachwelt von mir! Doch nimm ihn, den Band.

Zwar, Lilik, müßte er heißen „Lilik“,

nur hat er sich selber „Lyrik“ genannt.

Der Band war schlampig gemacht. Das schrieb ich Majakowski, er antwortete mit den Zeilen: „Ich küsse Dich, Mäuzchen: der Band kann so mies nicht sein, da ja ‚Für Lilja‘ drinsteht und alles, was Dein ist. Dein Wau.“

Vielleicht taucht auch dieses Exemplar einst wieder auf, so wie sich in der Abteilung für seltene Bücher der *Leninbibliothek* das Poem *Der Mensch* mit der Widmung wiederfand:

Dem Autor meiner Verse Lilchen

Wolodja

Er schickte mir Briefe, Billetts, Zeichnungen, Blumen und Vögel in Bauern – Gefangene wie er. Einmal einen großen Kreuzschnabel, der Fleisch fraß, wie ein Pferd kotete und ein Gitter nach dem anderen durchbiß. Aber ich versorgte und pflegte ihn in dem abergläubischen Gefühl, daß, wenn er stirbt, Majakowski etwas zustoßen würde. Als wir uns wieder versöhnt

hatten, schenkte ich all diese Vögel weg. Briks Vater besuchte uns, wunderte sich sehr, daß sie nicht mehr da waren, und fragte bedeutungsvoll:

Ja, im Grunde gesehen – wo sind die Vöglein geblieben?

Dies griff Majakowski in seiner „Kleinphilosophie“ auf:

Die Jahre sind Möwen.

Ziehn in Zeilen und drehn

ins Wasser ab –

Fisch sich ins Bäuchlein zu schieben.

Man sieht sie nicht mehr.

Ja, im Grunde gesehn –

wo sind die Vöglein geblieben?

Er schickte mir Briefe, Billetts und Zeichnungen und schrieb ein Poem über dies alles, das Poem *Darüber*, das heißt über die Liebe und den Alltag, worüber er sich in den zwei Monaten klarwerden wollte. So hatte er ein Ziel – das Poem zu vollenden, mich wiederzusehen und einen neuen Anfang mit mir zu finden.

Er arbeitete Tag und Nacht, schrieb alles aus sich heraus – seinen Schmerz über unsere Trennung, seinen Zorn auf das Philistertum, auf die „Toteninsel“ in ihrem dekadenten Rähmchen, auf das seelenruhige Teetrinken, auf sich, weil er sich in dem, was er verabscheute, selbst versinken sah, wie auch auf seine Spiel- und Zechpartner.

Zuweilen konnte er sich nicht zurückhalten und rief mich an, da sagte ich ihm mal, er solle mir schreiben, wenn es ganz dringend ist.

Lilichen, ständig ist mir, als ob Du mich doch sehen möchtest, es nur nicht sagen magst: – schade.

Habe ich recht?

Wenn Du nicht möchtest, schreibe es gleich; sagst Du es mir erst am 28. (ohne mich gesehen zu haben), so werde ich das nicht überleben. Du mußt mich nicht lieben, nein, aber sage es mir bitte selbst. Natürlich liebst Du mich nicht, Du sollst es mir aber ein wenig lieb sagen. Manchmal glaube ich, mir wurde die Strafe zugedacht, zum Teufel geschickt zu werden am 28.

Kindchen, antworte (es ist nunmehr ‚ganz dringend‘). Ich warte unten. Nie wieder, nie im Leben will ich so sein. Darf es auch nicht. Kindchen, wenn Du mir schreibst, bin ich schon, bevor der Zug da ist, beruhigt. Aber schreib ehrlich, die Wahrheit!

Ich küsse Dich

Dein Wau.“

Als wir uns kennenlernten, gefiel es ihm, daß ich so viele Verehrer hatte. Ich weiß noch, wie er sagte:

Gott, wie ich das liebe – wenn einer vor Eifersucht umkommt, sich verzehrt, sich quält.

Beschlichen diese Gefühle ihn selbst, so versuchte er sie nicht zu unterdrücken, sondern gab sich ihnen bewußt hin, ja schürte sie.

Und jetzt, da ich ihm fern war, flammten sie mit aller Heftigkeit auf.

*Liebes, teures Lililein,
als ich Dir heute den Brief sandte, wußte ich, daß Du nicht antworten wirst. Ossja sieht es, ich habe nicht geschrieben. Dieser Brief liegt im Tisch. Du wirst nicht antworten, weil Du schon einen Ersatz für mich hast, ich für Dich nicht mehr existiere. Ich will nichts erzwingen, doch, Kindchen, mit zwei Zeilchen kannst Du machen, daß mein Schmerz nicht gar zu groß ist. Er ist es! Sei nicht geizig, selbst nach diesen Zeilchen habe ich noch Möglichkeiten genug, mich zu quälen. Das Zeilchen bist ja nicht Du! Aber zu großer Schmerz muß nicht sein, Kindchen. Wenn das eifersüchtiger Quatsch ist, schreibe, bitte! Wenn es stimmt, schweige. Nur sag keine Unwahrheit – ich flehe Dich an.*

*Lilichen,
schreib wenigstens ein Wort auf. Gib es Annuschka. Sie bringt es mir runter.
Sei nicht böse.
In allem spüre ich eine bestimmte Bedrohung.
Dir gefällt bereits jemand. Du erwähnst nicht einmal meinen Namen. Du hast jemanden.
Alle halten vor mir hinterm Berg...*

Seine Antwort auf meine, wo ich ihm versichere, wie sehr ich ihn liebe:

*Lilchen,
ich schreibe Dir erst jetzt, weil ich Dir in Koljas Beisein nicht antworten konnte. Ich muß es jetzt tun, damit mich meine Freude nachher nicht hindert, überhaupt noch was zu verstehen. Dein Brief macht mir Hoffnungen, mit denen ich keinesfalls rechnen darf und es auch nicht will, weil keine Rechnung, die von Deinem alten Verhältnis zu mir ausgeht, aufgehen kann, erst eine, die entsteht, wenn Du mein jetziges Ich kennst...
Auch meine Briefelchen sollst und kannst Du nicht in Rechnung ziehen, denn erst am 28. soll und kann ich irgendwelche Entscheidungen zu unserem Leben (sofern es das geben wird) treffen. Das ist absolut richtig – denn wenn ich das Recht und die Möglichkeit hätte, schon in diesem Moment etwas endgültig zu entscheiden, wenn ich mich in Deinen Augen für die Richtigkeit dieser Entscheidung verbürgen könnte, würdest Du mich heute fragen und mir noch heute Deine Antwort sagen. Und ich könnte schon heute glücklich sein. Wenn ich diese Vorstellung verliere, sinken mir alle Kräfte und aller Glaube an die Notwendigkeit, dieses ganze Grauen auszuhalten. Mit knäbischer, lyrischer Tollheit klammere ich mich an Deinen Brief.
Aber Du sollst wissen, daß Du am 28. einen Dir gänzlich neuen Menschen kennenlernst. Alles zwischen Dir und ihm wird nicht aus den alten Theorien hervorgehen, sondern aus Handlungen, Deinem und seinem Verhalten.
Dies muß ich Dir schreiben, weil ich in diesem Moment eine nervliche Erschütterung erlebe wie noch nie, seit ich fort bin.
Du verstehst, von welcher Liebe zu Dir, welchem Empfinden für mich dieser Brief diktiert ist.
Sollte Dir ein wenig bange sein vor der riskanten Spazierfahrt mit einem Menschen, von dem Du einst nur vom Hörensagen wußtest, er sei ein recht lustiges, nettes Kerlchen, dann*

schreibe, schreibe.

Ich bitte und warte. Warte unten darauf, was Annuschka bringt. Ich möchte Deine Antwort haben, muß sie haben. Und antworten wirst Du wie einem penetranten Freund, der Dich vor einer gefährlichen Bekanntschaft ‚warnte‘: „Hauen sie ab, was geht Sie das an! Ich will es so!“

Du sagtest, ich dürfe Dir schreiben, wenn es ganz dringend ist – das ist es jetzt, sehr. Vielleicht fragst Du Dich: Warum schreibt er das? Es ist doch alles klar. Schön, wenn es so ist. Entschuldige, daß ich Dir heute schreibe, wo Du das Haus voll hast – ich möchte nicht, daß dieser Brief irgendwas durch die Nerven Verzerrtes hat. Und morgen wäre es so. Das ist der ernsteste Brief in meinem Leben. Kein Brief eigentlich, sondern: ‚Existenz‘.

Ich umarme von Kopf bis Fuß Deinen kleinen Finger.

Wau.

Mein nächster Brief kommt von einem jungen Menschen am 27.

Der Brief trug ein rotes Siegel mit dem Abdruck von Majakowskis Ring.

Ich haderte mit ihm und mit mir, weil wir uns nicht an die Abmachung hielten, brachte es aber nicht über mich, ihm nicht zu antworten – zu sehr liebte ich ihn! So entwickelte sich zwischen uns richtiger „Briefwechsel“. Ein paarmal liefen wir uns zufällig über den Weg. Fast täglich traf ein Brief von ihm ein.

Teures und geliebtes Lilchen,

ich habe mir strengstens verboten, abends an Dich zu schreiben oder mich Dir irgendwie bemerkbar zu machen. Das ist eine Zeit, in der ich immer ein wenig verdreht bin.

Nach Deinen Briefchen hatte ich eine ‚Entladung‘, so kann und will ich Dir endlich in Ruhe schreiben.

Bei diesen Zusammentreffen gebe ich immer eine blöde Figur ab, kann ich mich selber nicht leiden.

Noch was: Ärgere Dich nicht, mein Lichtgesicht, daß ich Dir Liebesbeteuerungen abpresse. Ich weiß, Du schreibst sie mir vorwiegend deshalb, daß es nicht zu schwer für mich ist. Ich leite mir nichts daraus ab, keinerlei ‚Verbindlichkeiten‘ von Deiner Seite, und mache mir keinerlei Hoffnung.

Gib auf Dich acht, Kindelchen, auf Deine Ruhe. Ich hoffe, Dir dereinst noch mal angenehm zu sein, jenseits aller Verträge und meiner wilden Ausfälle.

Ich schwör Dir bei Deinem Leben, Kindchen, daß ich bei all meiner Eifersucht, durch sie hindurch, über sie hinweg, mich immer unendlich freue, zu hören, daß Du frohen Mutes bist, es Dir gutgeht.

Kindchen, schimpf mich für meine Briefe nicht über Gebühr aus...

Moskau, Zuchthaus zu Reading 19/I 23

Mein teures Sonnchen, liebe, süße Lili,

hat Dir gestern der dumme Ljowa irgendwas von meinen Nervchen gesagt und Dir damit (gut, wenn ja!) Kummer gemacht? Sei fröhlich! Ich will es auch sein. Alles Blödsinn und Kleinkram. Heute hörte ich, Du seist etwas düster, nicht doch, Strahlchen!

Natürlich weißt Du, daß ein gebildeter Mann ohne Dich nicht leben kann. Doch wenn dieser Mann ein winziges Zipfelchen Hoffnung hat, Dich wiederzusehen, dann kann er froh und glücklich sein. Gern würde ich Dir ein zehnmal größeres Spielzeug schenken, nur daß Du

lächelst. Ich habe fünf Fetzchen von Dir und liebe sie furchtbar, nur eins verstimmt mich, das letzte – da steht bloß: „Wolossik, danke“, aber die anderen haben Fortsetzungen, und gerade die liebe ich so.

Ärgern Dich meine dummen Briefe auch nicht zu sehr? Wenn doch – nicht doch! Sie sind mir ein einziges Fest.

Ich reise mit Dir, schreibe mit Dir, schlafe mit Deinem Kätzchennamen und so fort.

Ich küsse Dich, sofern Du nicht fürchtest, von einem tollwütigen Hund zerrissen zu werden... Liebes, denk an mich. Küsse den Kreuzschnabel von mir. Sag ihm, er soll nicht ausbrechen – ich tue das schließlich auch nicht!

Das Poem *Darüber* ist autobiographisch. Majakowski hat es freilich chiffriert. Im Manuskript steht: „Lilja im Bett. Lilja liegt.“ Im Buch: „Sie im Bett, sie liegt.“ Im Manuskript heißt die Widmung: „Lilja und mir“, im Buch – „Ihr und mir“. Er wollte vermeiden, daß das Ganze zu wörtlich genommen würde oder man die „Spiel- und Zechpartner“ identifizierte.

Das Poem *Darüber* klingt an das sieben Jahre zuvor entstandene Poem „Der Mensch“ an. Daher heißt ein Kapitel „Mensch hinter sieben Jahren hervor“. In „Der Mensch“ hatte Majakowski seinen Krieg mit der Banalität und dem Philistertum begonnen, in „Darüber“ führte er ihn fort. Nein, der Anfang liegt noch weiter zurück, schon bei der „Tragödie“. Erinnern Sie sich?

*Ich suchte sie,
die Seele sondergleichen...
Und habe, en passant gesagt,
sie mal gefunden.
Sie kam heraus
in blauem Morgenmantel
und sagte: „Nehmen Sie
doch Platz! Ich hab Sie
längst erwartet. Möchten
Sie nicht ein Gläschen Tee?“*

Schon in der „Tragödie“ hatte er dem „Teetrinken“ den Kampf angesagt, ihn setzte er bis zuletzt, buchstäblich bis zu seinem Tode, fort:

Ich hoffe, glaube, daß die schändliche Vernunft mich bis in alle Ewigkeit nicht einkriegt.

Nach seinem Tod fand ich in seinem Schreibtisch in der Gendrikow-Gasse einen Stoß Briefe und einige Fotos von mir. Beides lag eingeschlagen in einen in der Zeit von *Darüber* an mich geschriebenen, inzwischen vergilbten Tagebuch-Brief. Davon hatte er mir nie etwas gesagt. Einige Passagen aus diesem Brief:

Sonngesichtchen Lilchen!

Heute ist der 1. Februar. Seit einem Monat will ich diesen Brief anfangen. Genauer – seit 35 Tagen. Das waren mindestens 500 Stunden ununterbrochenes Nachdenken!

Ich schreibe, weil ich einfach nicht länger nachdenken kann (der Kopf platzt, wenn ich es nicht ausspreche), weil jetzt, wie ich meine, sowieso alles klar ist (relativ freilich) und drittens, weil ich fürchte, mich bei unserem Wiedersehen so rasend zu freuen, daß Du das

alte Zeug bekommst, das heißt, daß ich es Dir in der Verpackung von Freude und Witz andrehe. Ich schreibe diesen Brief mit großem Ernst. Ich werde nur morgens schreiben, wenn der Kopf noch rein ist, noch unberührt von der Erschöpfung, Gereiztheit und dem Grimm des Abends.

Für alle Fälle lasse ich einen breiten Rand, daß ich anmerken kann, was ich mir anders überlegt haben sollte.

Ich werde mich bemühen, alle Art ‚Emotionen‘ und ‚Klauseln‘ zu vermeiden.

Dieser Brief enthält nur, was ich genau erwogen und in diesen Monaten revidiert habe – nur Fakten... Du wirst ihn lesen und ein Augenblickchen lang an mich denken. Ich bin über Dein Dasein, über alles, was Du bist, selbst wenn es in keiner Beziehung zu mir steht, so unendlich froh, daß ich nicht glauben mag, ich meinerseits sei Dir ganz unwichtig.

[...]

Was mit dem ‚Alten‘ machen?

[...]

Kann ich ein anderer werden?

Es will mir nicht in den Kopf gehen, daß ich so geworden bin.

Ich, der [vor einem] Jahr sogar die Matratze, sogar das Bänkchen aus dem Zimmer geschmissen hat, ich, der dreimal solch ein ‚nicht ganz normales‘ Leben wie dies jetzt geführt hat – wie konnte ich es wagen, mich so von der Wohnungsmotte zerfressen zu lassen.

Das soll keine Selbstrechtfertigung sein, Sonngesichtchen, es ist nur ein neues Indiz gegen mich, neues Zeugnis dafür, daß ich es war, der sich fallenließ.

Doch, Kindchen, welche Schuld ich auch trage, meine Strafe reicht für eine jede aus.

Jetzt gibt es für mich weder Einfachvergangenes noch Längstvergangenes mehr, es gibt nur ein einziges, bis auf den heutigen Tag andauerndes, unteilbares Grauen. Grauen ist kein Wort, Lilchen, sondern ein Zustand – allen Variationen von Menschenleid gäbe ich jetzt ein Bild in Fleisch und Blut ab. Ich nehme meine Strafe als verdient an. Aber ich will keine Gründe haben, ihr von neuem ausgesetzt zu werden. Das Vergangene in Hinblick auf Dich bis zum 28. Februar – existiert nicht mehr, weder in Worten, Gedanken noch Handlungen. In keiner Weise, keiner Sekunde, keinem Falle wird wieder dieser Alltag sein! Nichts von den alten Dingen wird wieder aufkommen, dafür verbürge ich mich. Wenigstens das garantiere ich Dir. Wenn mir das nicht gelingt, sehe ich Dich nie wieder, selbst wenn Du mich wiedersehen und Dich mir wieder zuwenden solltest – wenn ich wieder den Beginn eines Alltags sehe, laufe ich weg (lustig für mich, so etwas jetzt zu sagen, für mich, der zwei Monate allein dafür lebte, Dich am 28. Februar um 3 Uhr zu sehen) [...].

Das Wichtigste – mein Vorsatz, durch nichts, nicht einmal einen Atemhauch, Dein Leben zu schmälern. Daß es Dir nur einen Monat, nur einen Tag ohne mich besser als mit mir geht, das ist ein guter Hieb.

So mein Wunsch, meine Hoffnung. Wie groß meine Kraft ist, weiß ich jetzt nicht. Sollte es an der lieben Kraft um ein Geringes fehlen – hilf, Kindchen. Wenn ich ganz zum Lappen werde – wischt mit mir den Staub von Eurer Treppe. Mit dem alten Zeug ist Schluß.

(3. Februar 1923 1 Uhr 8)

Heute (immer am Sonntag) bin ich nicht gut drauf, noch von gestern her. Besser, ich schreibe nicht. Was mich noch bedrückt: Was den Abschluß meines Poems betrifft, habe ich Osschen irgendwie dumm geantwortet, jetzt sieht es so aus, als wollte ich ein ‚Verzeihen‘ erpressen – eine blöde Situation. Ich mache das absichtlich – schließe das

Poem [in diesem] Monat absichtlich nicht ab! Außerdem ist das auch wieder poetisches Alltagszeug – daraus einen besonderen Belang zu machen. [Er wußte, daß ich seinen Gedichten nicht widerstehen konnte! (L. B.)] Wer von dem Poem spricht, denkt sicherlich – da hat er sich aber eine schöne Möglichkeit der Intrige einfallen lassen. Ein alter Trick! Verzeih, Lilchen – wohl aus schlechter Laune bin ich auf das Poem gekommen. [...]

(4.2.)

Heute bin ich sehr ‚guter‘ Laune. Vorgestern dachte ich noch, schlimmer kann es nicht werden. Gestern habe ich gesehen, daß es noch schlimmer sein kann – also ist es vorgestern nicht ganz so schlecht gewesen.

Ein Gutes bei alledem: die letzten Zeilen, mir bis gestern ein Rätsel, sind fest und unumstößlich geworden.

Über mein Sitzen.

Bis auf den heutigen Tag sitze ich minutiös ehrlich, ich weiß, so werde ich bis 3 Uhr des 28. sitzen. Warum ich sitze? Weil ich liebe? Weil ich mich verpflichtet habe? Wegen Beziehungen?

Keinesfalls!!!

Ich sitze, weil ich es will, weil ich über mich und mein Leben nachdenken will.

Selbst wenn es anders wäre, ich will und werde glauben, daß es so und nicht anders ist. Sonst hätte das alles weder einen Namen noch eine Rechtfertigung.

Nur in diesem Glauben kann ich Dir, ohne mich zu verzerren, schreiben, daß ich ‚mit Vergnügen sitze‘ usw.

Kann man überhaupt so leben?

Man kann, aber nicht lange. Wer allein diese 39 Tage so zugebracht hat, darf sich kühn das Zeugnis seiner Unsterblichkeit ausstellen lassen.

Darum kann ich zur Gestaltung meines künftigen Lebens auf der Basis dieser Erfahrungen noch nichts aussagen. Keinen dieser 39 Tage werde ich in meinem Leben wiederholen.

Sprechen kann ich nur von den Gedanken, Überzeugungen und Annahmen, die sich bis zum 28. bei mir formieren, um den Punkt zu bilden, von dem alles andere ausgeht, einen Punkt, von dem aus ich soviel Linien ziehen kann, wie ich Lust habe und wie ich will. Wenn Du mich vorher nicht gekannt hättest, wäre dieser Brief überflüssig, würde sich alles durchs Leben entscheiden. Weil sich aber, wie Du findest, bei unserem einstigen Gepaddel Millionen Krebse an mich gehängt haben – Gewohnheiten und sonst[iger] Unrat –, brauchst Du außer meinem Namen bei einer Empfehlung noch diesen Wegweiser.

Nun davon, was geschafft wurde.

Liebe ich Dich? (5.2.23)

Ich liebe, liebe Dich, allem zum Trotz und allem zum Dank, ich habe Dich geliebt, liebe Dich und werde Dich lieben, gleich, ob Du grob oder zart zu mir bist, mir oder einem andern gehörst. Ganz gleich – ich liebe Dich. Amen. Komisch, es aufzuschreiben, weil Du es weißt. Ich wollte hier furchtbar viel schreiben. Habe extra einen Tag pausiert, um noch mal genau zu überlegen.

Aber heute morgen ist mir, als ginge Dich das alles nichts an – ein unerträgliches Gefühl. Nur weil ich für mich Protokoll führen wollte, sind diese Zeilen entstanden.

Ich glaube kaum, daß Du das hier jemals lesen wirst. Mit mir selbst muß ich aber nicht lange polemisieren.

Wie schwer, daß gerade um die Tage, wo ich gern stark für Dich wäre, dieser unendliche Schmerz auch am Morgen da ist. Wenn ich gar nicht mehr weiterkann, höre ich mit dem Schreiben auf.

(6.2.23)

[...] Noch mal von meiner Liebe. Von meiner vermaledeiten Tätigkeit. Schöpft die Liebe alles für mich aus? Alles, nur anders. Liebe ist Leben, das Wesen. Aus ihr entwickeln sich die Gedichte, die Taten und alles andere. Die Liebe ist von allem das Herz. Wenn es zu arbeiten aufhört, stirbt alles andere ab, wird unnütz, sinnlos. Wenn es aber arbeitet, wird dies überall zum Ausdruck kommen. Ohne Dich (nicht ohne Dich ‚auf Reisen‘, innerlich ohne Dich) höre – ich auf. So war es immer, so ist es auch jetzt. Doch ohne ‚Tätigkeit‘ bin ich tot. Bedeutet das aber, daß ich so oder so sein kann, nur um mich an Dich ‚zu klammern‘? Nein. Eine Situation wie die, von der Du beim Abschied sagtest: „Was tun? Ich bin keine Heilige, ich finde ‚Teetrinken‘ schön“ – so was ist bei Liebe absolut ausgeschlossen.

[...]

Ich werde nur tun, was meinem Wünschen und Wollen entspringt.

Ich fahre nach Pieter.

Ich verreise, weil ich zwei Monate gearbeitet habe und erschöpft bin, ich will mich erholen und zerstreuen.

Die überraschende Freude dabei – dies entspricht auch dem Reisewunsch einer Frau, die mir furchtbar gefällt. Ob zwischen uns etwas sein kann? Kaum. Überhaupt ist sie viel zu unaufmerksam zu mir. Aber ich bin ja auch keine Kleinigkeit – ich werde ihr zu gefallen versuchen.

Wenn aber doch, was dann? Man wird sehen. Ich hörte, diese Frau kriegt alles schnell über, Scharen Verliebter leiden um sie, einer hat kürzlich fast den Verstand verloren. Vor solchem Zustand muß ich mich hüten.

Damit meine Hand im Spiel bleibt, lege ich von vornherein die Rückreise fest (Du wirst denken, egal, womit sich das Kind tröstet, Hauptsache, es weint nicht, was solls, ich fange damit aber an). Am Fünften bin ich wieder in Moskau, ich mache alles so, daß es gar nicht anders geht, als am Fünften wieder in Moskau zu sein. Du wirst das verstehen, Kindchen.

(8.2.23)

[...]

Liebst Du mich?

Für Dich eine seltsame Frage wahrscheinlich. Daß Du liebst, ist klar. Aber liebst Du mich? Und liebst Du mich so, daß ich es ständig fühlen kann?

Nein. Das habe ich Ossja schon gesagt. Deine Liebe ist nicht Liebe zu mir, sondern Liebe überhaupt, zu allem. In ihr habe auch ich einen Platz (vielleicht sogar einen großen), wenn ich aber sterbe, scheide ich wie ein Stein aus dem Bach aus, und Deine Liebe fließt über alle anderen hin. Ist das schlecht? Nein, für Dich ist es gut, so würde ich gern lieben.

[...]

Kindchen, Du liest das und denkst – alles falsch, er hat nichts begriffen. Strahlchen, selbst wenn es anders wäre, so wird es jedenfalls von mir empfunden. Gewiß, Kindchen, Du hast mir Petersburg geschickt, aber wie konntest Du nicht bedenken, Kindchen, daß dies ein halber Tag Haftverlängerung ist! Überleg doch, man ist zwei Monate auf Reisen, braucht zwei Wochen für die Rückfahrt – und muß einen halben Tag auf das Einfahrtssignal warten!

[...]

14.2.23

Lilja-Kind – all das schreibe ich Dir nicht zum Vorwurf, sollte es anders sein, liebend gern würde ich alles noch mal umdenken. Ich schreibe, damit es Dir klar wird und – damit Du ein wenig an mich denkst.

Wenn ich nicht ein wenig ‚Leichtigkeit‘ bekomme, bin ich für keine Art Leben mehr tauglich. Dann kann ich nur sitzen, wie jetzt, und mit einer sonderbaren physischen Mühe meine Liebe beteuern. [...]

Ideale Ehen gibt es nicht, alle Ehen platzen. Aber vielleicht – ideale Liebe. Und Liebe läßt sich nicht abstellen durch ein ‚Muß‘ oder ein ‚Unmöglich‘ – nur durch den freien Wettstreit mit der ganzen Welt.

Ich will dieses ‚muß kommen‘ nicht!

Ich liebe es unendlich, wenn ich nicht kommen muß, um unter Deinen Fenstern zu lungern oder zu warten und wenigstens einen Härchenschimmer von Dir hinter der Autoscheibe zu erhaschen. [...]

Der Dichterberuf ist ein gefährlicher Beruf. Er pumpt die Seele aus und das Herz und die Nerven!

Oft muß ich an eine Sentenz von Brik denken: Reich ist nicht, wer viel, und arm nicht, wer wenig Geld hat. Der Reiche hat mehr Geld, als er braucht (er braucht drei Rubel und hat fünf), und der Arme – weniger, als er braucht (er hat drei Tausender und braucht zehn). Und bei Brik ist nachzulesen:

Majakowski versteht unter Liebe dies: Wenn du mich liebst, heißt das – du gehörst mir, bist mit mir, bist für mich, immer, überall, unter allen Umständen. Du kannst nicht gegen mich sein, niemals, egal, ob ich im Unrecht, egal, wie ungerecht oder verletzend ich bin. Du wirst immer für mich stimmen. Jede noch so kleine Abweichung oder Schwankung ist Verrat.

Deine Liebe muß unumstößlich sein wie ein keine Ausnahme kennendes Naturgesetz.

Ausgeschlossen, daß ich auf die Sonne warte, die Sonne aber nicht aufgeht. Ausgeschlossen, daß ich mich nach einer Blume bücke und die Blume wegläuft. Ausgeschlossen, daß ich eine Birke umarme und die Birke sagt: Laß mich.

Seiner Auffassung nach ist Liebe kein Willensakt, sondern ein Zustand des Organismus, wie Gewicht oder die Schwerkraft.

Hat es Frauen gegeben, die ihn so liebten? Ja. Hat er sie geliebt? Nein! Er nahm sie zur

Kenntnis. Hat er selbst so geliebt? Ja, aber er war genial. Seine Genialität hat alle

Schwerkraft überwogen. Wenn er Gedichte sprach, hob sich die Erde, um besser zu hören.

Freilich, hätte er auf einem für Gedichte unempfindlichen Planeten gelebt... Aber so war es nun einmal nicht!

In der Tat, so war es nicht. Doch er redete sich das Gegenteil ein – um *darüber* zu schreiben, um sich selbst ins Gefängnis zu sperren, der „schändlichen Vernunft“ zu widerstehen.

Majakowski war einsam, ja, doch war er dies nicht, weil er keine Liebe, keine Anerkennung gefunden oder keine Freunde gehabt hätte. Man druckte ihn, las ihn, hörte ihm in hellen Scharen zu. Zahllos die Leute, die auf ihn schworen, ihn liebten. Aber das alles war für ihn wie ein Tropfen auf den heißen Stein, für ihn, in dessen „Seele ein unersättlicher Räuber“ saß, der von denen, die ihn nicht lasen, gelesen, von denen, die ihn nicht beachtetten, beachtet, von denen, die ihn angeblich nicht liebten, geliebt sein wollte.

Da kann man nichts machen!

Um 3 Uhr des 28. Februar lief unsere Trennungszeit aus, um 8 Uhr abends ging unser Zug. Als ich zum Zug kam, konnte ich Majakowski auf dem Bahnsteig nicht finden. Er stand auf dem Trittbrett unseres Abteils.

Als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, sah er mich zärtlich und forschend an, lehnte sich an die Tür und trug mir sein Poem *Darüber* vor. Dann weinte er erleichtert...

Oft in diesen zwei Monaten hatte ich mir Vorwürfe gemacht, weil er unter der Einsamkeit litt, ich aber weiterlebte wie vorher, mich mit Bekannten traf, ausging. Jetzt war ich froh. Das Poem wäre nicht entstanden, hätte ich nicht in Majakowski mein Ideal und ein Menschheitsideal sehen wollen. Das mag übertrieben klingen, aber so war es.

Liebe, Eifersucht, Freundschaft waren in Majakowski ins Hyperbolische gesteigert, aber Gespräche darüber mochte er nicht. Er dichtete immer, unentwegt, und in seine Dichtungen flossen seine Empfindungen unvermindert ein.

Hätte er, sagen wir, irgendwelchen Mädchen beim Spaziergang am Meer großartig erzählt: So und so sah der Dampfer *Theodor Nette* aus, als er im Hafen einlief, so und so habe ich diesen Anblick erlebt, das und das dabei empfunden, ein vorzügliches literarisches Thema!, dann hätte er vielleicht als unterhaltsamer Gesprächspartner gegolten, aber das Gedicht wäre nicht entstanden, das es auslösende Gefühl wäre verpufft gewesen. Majakowski war witzig und geistreich wie kein zweiter, aber alles andere als ein „Gesprächspartner“. Bei Spaziergängen konnte er stundenlang schweigen.

Thema seiner Gedichte waren fast immer seine eigenen Empfindungen. Das gilt selbst für Gedichte wie „Nur bei Mosselprom“. Nicht nur, daß er andere dazu agitierte, auch selbst kaufte er nicht bei Einzelhändlern. Viele seiner Gedichte „aus Anlaß“ sind bis heute lebendig, wir lesen sie mit Vergnügen oder Trauer, je nach Art des „Anlasses“.

Lediglich das Wort zu ergreifen, sich lediglich zu äußern, auch wenn im Vers, genügte Majakowski nicht.

Er wollte überzeugen. Wenn er meinte, es nicht geschafft zu haben, verdüsterte er sich und verfiel in mißmutiges Schweigen. Wenn man nach seinem Vortrag, ohne sich mit längeren Debatten aufzuhalten, zu Abend essen ging oder sich dem Tee zuwandte, wurde er schwärzer als eine Gewitterwolke.

Es heißt immer, als er jung war, habe er kompliziert geschrieben, mit den Jahren sei er „immer einfacher“ geworden. Das stimmt nur halb. Er wußte, daß die vielbeschworene „Einfachheit“ keine Errungenschaft, sondern Banalität war. Und nichts fürchtete er mehr als Banalität. Mit gewissen „Vereinfachern“ und „Verkomplizierern“ der Poesie lag er sein Leben lang in Fehde.

Ein junger Dichter las ihm seine neuesten Gedichte vor, gute Gedichte. Majakowski mochte ihn. Er hörte aufmerksam zu, sagte dann aber gereizt:

Diese Tricks habe ich einfach satt. So kann man nicht mehr schreiben, ich mache das jetzt anders, schreibe wie keiner vorher, daß was ganz Neues rauskommt.

Diese Bemerkung habe ich mir damals notiert, sie fiel am 9. September 1929.

1932 sah ich in Berlin einen alten amerikanischen Tonfilm. Auf deutsch heißt er *Das Mädels aus Havanna*. Bertolt Brecht hatte ihn mir empfohlen. Als ich wieder in Moskau war und immer von neuem Majakowskis Manuskripte durchsah, stieß ich auf eine Notiz, mit der ich vorher nichts anfangen konnte. Sie war eindeutig der Inhalt dieses Films. Ein

außergewöhnliches Faktum. Außer Verszeilen, die ihm eingefallen waren, und Adressen und Telefonnummern hat sich Majakowski grundsätzlich nichts notiert.

Hier die Notiz:

Schlägerei }
Gefängnis } *stürmische Jugend.*
Braut }

Exzentrische Art der Bekanntschaft.

Skandal bei der Polizei.

Mädchen rennt weg.

Exotische Liebe (mit Beischlaf?).

Wird zurückbeordert – sonst Deserteur.

Schmerzlicher Abschied.

Solides Leben – Ehefrau.

Das Lied – jähe Erinnerung.

Trinkt. Hält es nicht mehr aus.

Läuft zum Hafen (Rückkehr der Jugend), fährt los.

Für die bürgerliche Ideologie ist das Mädchen gestorben.

Findet seinen Sohn.

Glückliches Ende.

Eigentlich müßte er seine Frau sitzenlassen und mit dem am Leben gebliebenen Mädchen zurückkommen.

Der Inhalt ist ziemlich simpel. Ein junger Matrose wird, kurz bevor sein Schiff nach Havanna ausläuft, wegen einer Schlägerei aufs Polizeirevier gebracht. Seine Braut, die er nach seiner Rückkehr heiraten will, kommt sich von ihm verabschieden. In Havanna fährt er mit seinem Ford versehentlich einen mit Nüssen beladenen Eselskarren an, auf dem ein Mädchen, die Nußhändlerin, steht und singt, um Kunden anzulocken. Der Karren kippt um. Das Mädchen macht Krawall, schleppt ihn zur Polizei und läuft weg. Er sucht sie, und es entspinnt sich zwischen ihnen eine leidenschaftliche Romanze. Exotische Natur, ein Bach im Wald. Doch der Matrose muß in die Heimat zurück, sonst gilt er als Deserteur. „Schmerzlicher Abschied.“ Er fährt heim. Zu Hause: „Solides Leben – Ehefrau.“ Es vergehen mehrere Jahre. In einer Spelunke hört er das Lied des Mädchens von Havanna wieder. „Jähe Erinnerung.“ Er läuft zum Hafen („Rückkehr der Jugend“) und nimmt das erstbeste Schiff nach Havanna. Dort erfährt er, daß das Mädchen vor kurzem gestorben ist, aber einen Sohn (ihren und seinen) hinterlassen hat. Er sucht ihn und nimmt ihn zu seiner Frau mit, die ihm verzeiht und den Jungen annimmt.

Warum war Majakowski von diesem Film beeindruckt? Der Film ist mit höchster Meisterschaft gemacht, ohne daß man sieht, wie. Die künstlerischen Mittel sind so fein, daß man sie gar nicht bemerkt. Jede Einstellung, jeder Schnitt, jede Bewegung, jeder Laut sind so außerordentlich gut, daß man keinerlei Technik spürt. Man spürt weder den Regisseur, den Ausstatter, den Kameramann noch den Darsteller. Man wohnt einem fremden Leben bei, ist von ihm gepackt. Der Film zwingt, alles so zu erleben, wie seine Autoren es wollen, ohne daß einem das mindeste aufgedrängt, auf irgendwas mit dem Finger hingewiesen wird. Der Zuschauer würde nicht auf die Idee kommen, zu sagen: „Hervorragend, die Aufnahme am Bach“ oder: „Die Schauspielerin in der Abschiedsszene – einfach perfekt!“ Nein, am Bach im Wald ist ihm angenehm kühl, fühlt er sich wohl, beim Abschied leidet er so mit, daß er lange

daran zurückdenken muß. Dennoch gibt es da keine Spur Naturalismus – kein schmerzverzerrtes, von Glyzerintränen nasses Schauspielergesicht in Großaufnahme oder dergleichen. Der Film ähnelt unserem *Tschapajew* – den Majakowski nicht mehr gesehen hat – und den heutigen Filmen aus Italien. Von der gleichen Art sind auch Majakowskis letzte Gedichte.

Seit Jahren frage ich Fachleute über diesen Film aus. Alle meinen – ausgeschlossen, daß Majakowski ihn gesehen hat, er kam erst nach seinem Tode heraus. Aber ich werde weiterfahnden. Ob er ein Buch gelesen oder ein Stück oder eine Operette gesehen hat mit dieser Fabel? Unwahrscheinlich. Die Fabel ist eigentlich nicht interessant genug, um Majakowskis Aufmerksamkeit zu erregen. Nicht das Drehbuch ist hier der Angelpunkt, sondern die *Machart*. Ich habe mir den Film mehrmals angesehen. Fühlte mich von ihm angezogen wie von einem echten Kunstwerk.

Vor kurzem sah ich ihn noch mal in unserer Filmothek. Heute würde er wohl keinen Hund hinterm Ofen mehr vorlocken. Die Filmtechnik ist inzwischen ein ganzes Stück weiter. Aber damals fanden ihn sowohl ich, Brecht und seine Freunde als auch Boris Berner, der gerade ebenfalls in Berlin war, einfach erstaunlich. Daß er erst nach Majakowskis Tod abgeschlossen wurde, erkennt man übrigens an einer Aufnahme, in der ein Kalender von 1931 zu sehen ist. Möglicherweise stimmt Wassili Katanjans Vermutung, daß man Majakowski den Filminhalt erzählt hat und die Dialoge in Auftrag geben wollte. Um diese Zeit entstand auch sein Libretto *Das Ideal und die Decke*. Es ist bekannt, daß er in Paris Kontakte zu Filmleuten hatte.

Doch zurück zu Majakowskis angeblicher „Einfachheit“ oder „Kompliziertheit“. Erst schimpften die Philister, er schreibe unverständlich, dann rieben sie sich schadenfroh die Hände, weil er angeblich die Suche nach neuen Formen zugunsten der „guten alten Jamben“ aufgegeben hatte.

Weder das eine noch das andere trifft zu. Majakowskis „Unverständlichkeit“ ist das bei jeder Rekonstruktion entstehende scheinbare Chaos. Der *Ochotny rjad* wurde aufgebaggert, und die Passanten fanden sich nicht mehr zurecht, fanden nicht mehr auf den *Twerskoi-Boulevard* hinaus. Inzwischen haben sie sich an die *Gorki-Straße* gewöhnt, als hätte sie schon immer so geheißen.

Majakowski ließ es gewissermaßen beim *Ochotny rjad* nicht bewenden, er zog den Kreis weiter – versetzte die Häuser, baute die Gassen so radikal um, daß die alten Zentralstraßen wie Gassen aussahen. Erst entrüsteten sich die Philister: „Frechheit! Unser Mütterchen Poesie ist nicht wiederzuerkennen!“, dann schickten sie sich darein. Doch da kam Majakowski mit seiner nächsten neuen Ordnung. Die Philister, die sich gerade mit Ach und Krach an das andere gewöhnt hatten, wetzten von neuem die Zungen – er sei reumütig zum klassischen Vers zurückgekehrt, habe kapituliert –, übersahen aber dabei, daß da kein „guter alter Jambus“ war, sondern eine neue hohe Stufe der Meisterschaft, der man keinerlei Arbeitsmühe mehr anmerkte.

Da meint nun der in Jamben schreibende junge Dichter, ein Suchen nach Neuem sei Unsinn. Hat Majakowski nicht gesucht und gesucht und ist er schließlich nicht auch auf das Alte gekommen? Fange man also an, wo Majakowski angelangt ist – man lege in die von Majakowski amnestierte alte Form einen neuzeitlichen Inhalt, und man hat den neuen Vers. Ein Irrtum, denn man hat keinen Vers, sondern irgendein „Reim-dich-oder-friß-dich“, etwas Laues, Blutarmes, das keinen überzeugt und allen längst bekannt ist.

Fremde Verse pflegte Majakowski auf Schritt und Tritt und aus verschiedenstem Anlaß zu zitieren. Die einen, weil sie ihm besonders gefielen (Lermontows „Stelldichein“, Blocks „Unbekannte“, Chlebnikows „Auf der Insel Esee“, Swetlows „Grenada“, sehr, sehr oft Pasternak), die anderen, um sich über sie lustig zu machen. Manche führte er in der Polemik als Beispiele an, wie man Verse machen soll und wie nicht.

Aber meistens untermalte er mit ihnen seine augenblickliche Stimmung. Seine Steckenpferde wechselten dabei mit der Zeit, doch auf Bestimmtes griff er immer wieder zurück, so auf „Die Unbekannte“ oder vieles von Pasternak.

Warum weiß ich noch so genau, was Majakowski bei welcher Gelegenheit zitierte? Das meiste weiß ich ohnehin noch, aber manches habe ich aus der verschütteten Erinnerung wieder heraufgeholt, als ich über Majakowskis Verhältnis zu fremden Versen zu schreiben begann. Da nahm ich mir alle Dichter, die Majakowski im Munde geführt hatte, noch mal vor, las sie von A bis Z und stieß dabei auf die entsprechenden mir vertrauten Gedichte, Strophen oder Zeilen.

Oft konnte man sich nach dem, was er ewig und unendlich wiederholte, denken, was ihn gerade beschäftigte. Wenn er von früh bis spät – beim Essen, beim Spazierengehen, beim Kartenspiel oder mitten in einem Gespräch – murmelte:

*Ich weiß, wie er getröstet war,
Als gestern ungeniert
Wie ein Besessner der Tatar
Nach Hause galoppiert.
(Lermontow, „Stelldichein“
Deutsch von Annemarie Bostroem)*

– wußte ich, daß er eifersüchtig war.

Genauso, wenn er zur Melodie irgendeines Gassenhauers seinen eigenen Vierzeiler trällerte:

*Der Liebe und die Liebe,
zwei Liebe, die sich lieben.
Die Liebe hat den Lieben
ins liebe Grab getrieben.*

Man konnte sicher sein, daß er gekränkt war, wenn er sagte:

*So viele Bitten hat die Geliebte,
Die nicht mehr Geliebte hat keine mehr...
(Achmatowa)*

Natürlich war er verliebt, wenn er sich zum Trost sagte:

*...O warte,
Das kann einem jeden geschehen!
(Pasternak, „Mit ruhenden Rudern“)*

Oder wenn er säuselte:

*Erzähle, wie du geküßt wirst,
Erzähle, wie küssest du.
(Achmatowa, „Der Gast“)*

Gern hörte er Brik vorlesen, und so verbrachten wir manche Nacht bei gemeinsamem Gedichtelesen – Puschkin, Block, Nekrassow, Lermontow, alles hintereinander. Danach wirbelte ihm das Gehörte im Kopf herum, sprach er immer wieder dies und das vor sich hin.

*Drum muß, so hilflos ich verderbe,
Soll nicht zu früh mein Hauch vergehn,
Mir jeder Morgen, eh ich sterbe,
Gewißheit schenken, Sie zu sehn...
(Puschkin, „Eugen Onegin“
Deutsch von Theodor Commichau)*

Diese Zeilen haben freilich sein Leben lang seinem seelischen Befinden entsprochen. Als wir uns 1915 kennenlernten, verehrte er niemanden so sehr wie Block. Viel Eigenes hatte er noch nicht geschrieben. Die „Wolke“, eben abgeschlossen, las er allen Bekannten vor und verfiel spornstreichs wieder auf Block.

Alle lasen und deklamierten wir damals Block, so daß ich nicht genau sagen kann, was Majakowski im einzelnen bevorzugte. Jedenfalls, bei der „Unbekannten“ sagte er immer statt „ohne Begleiter – allein“: „unter den Säufern allein“ und bestand darauf: das passe viel besser, „allein“ sei sonst überflüssig, außerdem spiele das Ganze in einer Spelunke, also unter Säufern. Wenn Gäste sich verabschiedet hatten und gegangen waren, brummte er: „... und versanken in Ozean und Nacht“ oder: „Nie werde ich ihn vergessen (war dieser Abend, war nicht?)“. Ernsthafte Erörterungen über Gott, Christus und die Engel konnte er nicht ausstehen, und die letzten beiden Zeilen des Blockschen Poems „Die Zwölf“, wo es heißt, voran gehe Jesus Christus „im Kranz aus weißen Rosen“, wandelte er ständig ab: „Und im Kranz aus weißen Röschen, Lunatscharski, Narkompröschchen“. „Und im Kranz aus weißen Röschen, leisen Tritts Abram Efröschchen“ usw.

Wenn er verliebt war, kamen ihm unweigerlich Achmatowa-Verse in den Sinn. Da leierte er manchmal lyrischste, innigste Zeilen zu einer ganz unpassenden Melodie, was jedoch nicht besagte, daß er sich über die Verse lustig machte – Achmatowa schätzte er sehr –, sondern nur anzeigte, daß er seinen überschwenglichen Gefühlen einen ironischen Dämpfer aufsetzen wollte. Strophen aus „Spazierfahrt“ hörten sich bei ihm dann ungefähr so an:

*Die Feder streifte das Tuch des Verdäcks.
Und ich sah seine Augen im ernsten Gesiecht.
Mein Herz erschrak, doch den Grund dieses Schräcks
Und der Trauer dann wußte es niecht.*

[...]

*Benzingeruch und der Duft von Jasmiien,
Und die Stille um uns, wie ein Bogen gespaannt.*

*Und von neuem regt sich auf meinen Knien
Seine nahezu nicht bebende Haand.*

Sehr oft hörte ich von ihm:

*Ich hab nur dies eine Lächeln –
Die kaum hörbare Regung des Munds.*

wobei er aus Achmatowas „kaum merkliche“ ein „kaum hörbare“ machte.
Wenn wir Wein tranken, erklärte er „mit Achmatowa“, nur die Geschlechter des Redenden und Angeredeten vertauschend:

*Geh mir, mit dir trink ich keinen Wein,
Weil du keck wie eine bist,
Die sich, Liebe schwörend Stein auf Bein,
Unterm Mond mit jedem küßt.*

Als er noch allein wohnte, empfing er mich, wenn ich zu Besuch kam, mit den Worten:

*Bin dem Dichter Gast geworden.
Es ist Mittag. Es ist Sonntag.*
(Deutsch von Sarah Kirsch)

Zu dieser Zeit beschäftigte sich Majakowski mit Achmatowa besonders viel.
Bei seinen Lesungen führte er oft lakonische, wortspielerische Verse von Chlebnikow als Beispiele einer mustergültigen Sprachform an.
Majakowski liebte das Wort als solches, als Material. Merkwürdigste, unsinnigste Wortkombinationen konnten ihn allein wegen ihres Klangs hell entzücken. Das Wort war für ihn dasselbe wie für den Maler die Farbe – die Farbe an sich, noch auf der Palette.
Ein geradezu teuflisches Vergnügen hatte er daran, wohlartikuliert Sewerjanin-Verse zu sprechen und sie damit fast ins Absurde zu ziehen.
Manches von Sewerjanin benutzte er gewissermaßen als Wurfgeschöß für die jeweilige Zielscheibe seines Spotts, die er übrigens nicht selten selber war. Wenn ihm auf der Straße eine gar zu „erlesene“ Dame begegnete, trällerte er:

In Schwarz ganz, ganz Sterlet, ganz – Pfeil...
(„Müßiggeingerin des Südens“)

1915/16 hatte er eine „Sascha-Tschorny-Phase“. Von Sascha Tschorny wußte er fast alles auswendig, er hielt große Stücke auf ihn. Am häufigsten deklamierte er „Der Sucher“ und „Kleiner Umstand“. Mit oder ohne Grund konnte er in ein Gespräch einflechten:

*Es lebte mal ein Anarchist,
Der hatte 'nen gefärbten Bart,
'nen deutschen Schatz bei Petrograd
Und war zu allem noch Sadist.*
(„Der Anarchist“)

Hatte ihn jemand in der Straßenbahn angerempelt, so ließ er ihn wissen:

*Jemand hat mich rechts beglückt –
Sich mir auf den Arm gesetzt.
(„Auf der Galerie“)*

In einem Gespräch mit einem Kunstbanausen erklärte Majakowski:

*Die Vasen, lieber Theophil,
Sind reiner frühionischer Stil.
(„Stilisten“)*

Erzählte er von irgendeinem turbulenten Vorfall, so schloß er mit:

*Alles lief zusammen. Ich lief auch.
Mordio schrie alles. Ich schrie auch.
(„Kulturarbeit“)*

Der Satiriker Majakowski hat bei Sascha Tschorny viel gelernt. Anzügliche Erotik mochte er nicht, so was las er weder, noch versuchte er je zu schreiben. Oft deklamierte er fremde Verse auf der Straße, im Gehen. 1915/16 waren dies meistens solche, die er und Burljuk „wilde Lieder unserer Heimat“ nannten. Wir sangen sie zusammen und marschierten dazu im Takt. Burljuks Verse etwa (nach der Melodie von „Lange Jahre, lange Jahre, rechtgläubiger russischer Zar“):

*Furchtbar gerne fraß er Fliegen
Mit recht fettem Hinterteil
Und besang dies Freßvergnügen
Mit den Freunden alleweil.*

Oder:

*Schlachtet alle klugen Kälber,
Kälber stilln den Appetit.*

Achmatowas „Grauäugiger König“ wurde nach der Melodie von „Fuhr ein waghalsiger Kaufmann“ gesungen:

*Ruhm dir, ewigwährender Schmerz!
Der grauäugige König ist nicht mehr ...
(Deutsch von Sarah Kirsch)*

Wenn Majakowski dies sang, wußten wir, daß er ein wenig verliebt war. Bei ihrem schon erwähnten Besuch in Petrograd trugen Pasternak und Assejew Gedichte von sich vor, die Majakowski mit viel Beifall bedachte und dann in *Genommen* aufnahm. Oft deklamierte er in Pasternaks Tonfall:

*In der Stadt, die kein Fuß je betreten hat, die
Hexen und Schneebräute nur betraten,
Liegen Schneewehen, aufgewölbt, bleich und starr wie
Opfer mittnächtlicher Grauenstaten.
(„Schneesturm“)*

Majakowski drückte vieles, was er fühlte, mit Versen aus. Trauer, Zorn, Ärger, Freude – für alles drängten sich ihm Verszeilen auf. Einige Jahre ging ihm nichts über Pasternak. Er nannte ihn einen sagenhaften Dichter „von Übersee“, war von seinem geheimnisvollen Wesen fasziniert, richtiggehend in ihn verliebt und wußte fast alles von ihm auswendig. Was er von ihm alles zitierte, ist kaum aufzuzählen, am häufigsten wohl „Über den Barrieren“, „Themen und Variationen“ und „Meine Schwester – das Leben“, dann noch „In Erinnerung an den Dämon“, „Über diese Verse“, „Die Stellvertreterin“, „Die Steppe“, „Für Jelena“ und „Improvisation“.

In dem Gedicht „Du Zweig im Wind, der die Zweige testet“ liebte er anscheinend besonders die Zeilen:

*Die Tropfen werden wie Knöpfe schwer.
Der Garten erlischt zum Schemen –
Ein Fluß, erblindend am Himmelsheer
Zerprasselnder blauer Tränen.*

Das Gedicht „Nicht berühren“ deklamierte er meistens ganz, wobei er die Strophe:

*„Halt! Frischgestrichen“ – unbekannt
Dem Herzen Vorsicht war.
Erinnerung nun von Aug, Wang, Hand
Gefleckt, vom Lippenpaar.
(Deutsch von Johannes Bobrowski)*

hervorhob, indem er sie zu einer Melodie sang, zu derselben übrigens, wie aus dem rhythmisch genauso gestalteten Gedicht die Strophe:

*Geschlagner Homo sapiens, ach,
Des Existierens Last!
Zehn Jahre hintern Gürtel steckt
Ein einziges weg, wie das.*

Oft murmelte er erschrocken:

*Schreckliches erzählten sie,
Nannten die Adresse...*

und gleich darauf, im Brustton der Überzeugung:

*Stille, o du Bestes, was
Wir zu hören kriegen.*

*Manchen grämt und graust es, daß
Manche Mäuse fliegen.
(„Sterne im Sommer“)*

Mit Vorliebe deklamierte er auch das Gedicht „Geliebte – du Abgrund!“, die ersten beiden Strophen schienen ihm aus der Seele zu sprechen.

*Geliebte – du Abgrund! Falls liebt der Poet,
Ein Gott ist er, furiengehetzt.
Das Chaos, aus Höhlen hervor, aufersteht
Und breitet sich aus, hier und jetzt.*

*Von Nebelfluten trängt ihm der Blick,
Im Dunst als ein Mammut er steht,
So ganz aus der Mode: zur Urzeit zurück
Möcht höchstens ein Analphabet.
(Deutsch von Johannes Bobrowski)*

Wenn er verdrossen, die Welt ihm verleidet war, knurrte Majakowski:

*Lieber schlafen, schlafen, schlafen, schlafen,
Ewig, ohne Traum.
(„Das Ende“)*

War er zärtlich gestimmt, so fiel ihm meistens der Schluß des vierten Gedichts von „Wintermorgen“ ein:

*Wo auch du, mein Herzensbitter,
In Glace und Seal gepuppt,
In Galoschen trippel-schlitternd,
Winkst im Muffmeer mit dem Muff.*

Aus dem Zyklus „Bruch“ zitierte er gern die ersten zwei Gedichte ganz, vom dritten die Strophe:

*Wird heute die verfluchte Stadt mich schonen?
Ach, wüßten Sie, wie es den Brustkorb sprengt,
Wenn täglich hundertmal, wo Sie nicht wohnen,
Die Straße Sie an Ähnlichkeiten fängt!
(Deutsch von Johannes Bobrowski)*

und vom neunten die letzten Zeilen:

*Ich laß dich. Geh – dein Wohltätigsein ruft
(Der Werther ist geschrieben) – nun zu ändern.
Den Tod bringt unserntages schon die Luft:
Das Fenster öffnend, öffnet man die Adern.*

Eine Zeit beteuerte er mir fast täglich:

*Ich schleppte dich in mir, vom Fuß bis zum Scheitel.
Ich wußte dich auswendig wie ein Tragöde
Vom Kleinstadttheater ein Drama von Shakespeare.
Ich lief durch die Stadt, dich für mich repetierend.*
(„Marburg“
(Deutsch von Günther Deicke)

Ich glaube, er bedauerte, daß er diese vier Zeilen nicht selbst geschrieben hatte, so sehr gefielen sie ihm, so sehr fühlte er sich durch sie ausgedrückt.
Man könnte hier den ganzen Pasternak anführen, fast alle seine Gedichte sind für mich Wiederbegegnungen mit Majakowski.

In seinem *Buch für Erwachsene* hat Ilja Ehrenburg auch seine Erinnerungen an Majakowski festgehalten, sie sind nur kurz, aber sehr genau und bezeichnend. Bei seinem letzten Besuch in Paris habe Majakowski „finster in einer kleinen Bar bei einer Flasche Whisky *White Horse*“ gesessen und fortwährend gemurmelt:

*Prima, dieses Pferd – White Horse:
Weiße Mähne, weißer Schwanz.*

Wenn er außer sich war, so berichtet Ehrenburg weiter, sagte er Villons Verse her:

*Ich bin Franzose, was mich bitter kränkt,
geboren bei Paris, das bei Pontoise liegt,
an einem klafferlangen Strick gehenkt,
und spür am Hals, wie schwer mein Hintern wiegt.*
(Deutsch von K.L. Ammer)

Manche fremden Verse modelte er um, verballhornte sie absichtlich. Ständig operierte er mit Versen, aber nur fremden, nie eigenen. Eigenes zitierte er so gut wie nie, allenfalls daß er es murmelte, wenn es entstand, oder daß er es vortrug, kurz nachdem es entstanden war.
Eine Zeile von Wertinski lautete bei ihm so: „Ein schauschwarzer Neger reicht Ihnen Ihr Cape.“ (Statt „blauschwarzer“) Und eine von Pasternak (aus „Meine Schwester – das Leben“): „... Und duftet nach *nasser Hoseda der Rerizont*.“ (Statt „nach nasser Reseda der Horizont“.)

Gute neue Verse merkte er sich auf Anhieb und zitierte sie ständig, freute sich über sie, pries sie. Manchmal lud er ihren Verfasser ein, ließ ihn vorlesen und bat uns, gut zuzuhören. So zum Beispiel Swetlow, nachdem er dessen „Grenada“, Selwinski, nachdem er dessen allererste Gedichte, und Marschak, nachdem er dessen Verse für Kinder gehört oder gelesen hatte.

Mit Swetlows „Grenada“ trieb er regelrecht einen Kult, deklamierte es zu Hause und auf der Straße, führte es bei Lesungen als Musterbeispiel an, prahlte damit, als hätte er es selbst geschrieben.

Eines Abends, ich glaube, 1926, kam er nach Hause und sagte, er habe Marschak zum Mittagessen eingeladen. „Weiß der Henker, was die alten Jungfern da mit ihm machen! Der

Mann ist völlig fertig!“

Lehrerinnen hatten Marschak zur Verzweiflung gebracht – er schreibe „nicht pädagogisch genug“.

Majakowski schätzte seine Verse für Kinder sehr. Wenn er jemanden einlud, sagte er:

*Komm, wir bitten, Tante Pferd,
Unser Kindlein wiegen.*

Oder wenn sein Gesprächspartner herumdruckste:

*Sperrt der Karpfen auf das Mäulchen,
Doch man hört nicht, was er singt.
(„Märchen vom dummen Mäuschen“)*

Einen diebischen Spaß hatte er an:

*Blitzschnell geht das Fräulein am
Draht lang wie ein Telegramm.
(„Zirkus“)*

Über ein Kind, das er lange nicht gesehen hatte:

*Alles wächst auf Erden und gedeiht,
Auch die lieben Kinder mit der Zeit.*

In einem Berliner Lokal bat er die Kellnerin: „Geben Sie ein Mittagessen mir und meinem Genius!“, wobei er das G von „Genius“ ukrainisch aussprach, wie H.

Majakowski bedauerte, daß er Heine nicht im Originallesen konnte. Oft bat er mich, ihm Heine in wörtlicher Übersetzung vorzulesen. Wie gefiel ihm das Gedicht „Allnächtlich im Traum seh’ ich dich“!

Jessenin zitierte er selten. Ich erinnere mich nur an:

*Lieber, tumber Fohlenübermut!
Dieser Wettlauf, was soll er beweisen?
Längst schon ists besiegt, das Pferd aus Fleisch und Blut,
Weißt du nicht?, von Rössern, ganz aus Eisen!
(„Vierzig tägige Klage“
Deutsch von Adolf Endler)*

N.F. Rjabowa schilderte mir ihre Begegnung mit Majakowski Anfang 1926 in Kiew: Majakowski ging im Zimmer auf und ab und murmelte:

*Der vorgezeichnete Abschied
Sagt die Begegnung voraus.*

Sie korrigierte ihn:

„Nicht ‚vorgezeichnete‘, Wladimir Wladimirowitsch, sondern ‚vorherbenannte‘“, worauf er

sagte:

„Wenn Jessenin richtig an dem Gedicht gearbeitet hätte, hieße es ‚vorgezeichnete‘.“

Jessenin und er polemisierten gegeneinander, wußten sich aber zu schätzen. Leider haben sie sich das nie gesagt, aus Prinzip nicht.

Jessenin wich in diesem Punkte auf mich aus. Bei unseren Begegnungen nannte er mich „Beatricelein“, womit er auf Dante anspielte.

Die Lieblingsdichter meiner Generation waren nicht die Symbolisten, sondern Fet und Tjutschew. Ich wußte nicht, daß Majakowski sie je zitiert hätte. In Boris Eichenbaums Tagebuch ist unter dem 20. August 1918 zu lesen:

Majakowski hat Tjutschew geschmäht, fand allenfalls zwei, drei Gedichte von ihm nicht übel: „Der donnerbrodelnde Pokal vom Himmel“ und „Auf die feurigen Wangen“.

Daß Majakowski Bely, Balmont oder Brjussow erwähnte, habe ich kaum erlebt. Als wir uns kennenlernten, betrachtete er sie schon als reine Vergangenheit.

Die Feier zu Brjussows fünfzigstem Geburtstag, 1923 im Großen Theater, habe ich leider nur undeutlich in Erinnerung.

Majakowski und ich saßen in einer Loge. Sicherlich gab es auch ein Präsidium und allerlei Drum und Dran, aber ich erinnere mich nur an Brjussow – wie er mutterseelenallein auf der großen Bühne stand. Von seinen alten Mitstreitern war keiner mehr da, weder Balmont noch Bely oder Block. Block war gestorben, Balmont und Bely hatten Sowjetrußland verlassen. Doch es gibt einen Bericht über diesen Abend, darin heißt es, Lunatscharski habe eine Einführung gegeben und mehrere Gedichte des Jubilars vorgetragen. Dann traten die Gratulanten an: vom WZIK, von der Akademie der Wissenschaften, vom Volkskommissariat für Bildungswesen und von verschiedenen Theatern. Es wurden Szenen aus von ihm übersetzten Stücken gespielt, Romanzen mit seinen Texten gesungen und so fort. Plötzlich beugte sich Majakowski zu mir und flüsterte erregt:

Komm, wir gehn mal zu ihm, dem muß jetzt übel sein.

Ich erinnere mich, daß wir lange umherirrten, das ganze Theater nach ihm absuchten. Endlich fanden wir ihn, er stand allein, und Majakowski sagte freundschaftlich:

Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Jubiläum, Valeri Jakowlewitsch!

Brjussow antwortete:

Danke, aber solch Jubiläum wünsche ich Ihnen nicht.

Äußerlich schien alles glattzugehen, so wie es sich gehörte. Aber Majakowski hatte untrüglich gespürt, wie Brjussow zumute war.

Bei vielen Dichtern entdeckte Majakowski gute Zeilen. Enthusiastisch wandte er sich jedem zu, dem er ein Fünkchen Talent oder auch nur guten Willen angemerkt hatte. Dann setzte er sich für ihn in den Redaktionen ein, ermutigte ihn, beschwor ihn, sorgfältig, gewissenhaft und zu den notwendigen Themen zu schreiben. Oder half ihm finanziell aus.

Welche Prosa Majakowski bevorzugte, kann ich nicht genau sagen. Er liebte Dostojewski.

Stundenlang konnte er Tschechow und Gogol hören. Tschernyschewskis *Was tun?* war eines seiner Lieblingsbücher, auf das er ständig zurückgriff. Das darin dargestellte Leben hatte manches mit dem unsrigen gemein. Majakowski suchte bei Tschernyschewski gleichsam Rat für seine persönlichen Probleme und fand sich durch ihn bestätigt. *Was tun?* war vor seinem Tod seine letzte Lektüre.

Majakowski wurde aus unserer Gemeinschaftswohnung in der Wodopjany-Gasse hinausgesetzt, angeblich weil er noch ein Zimmer in der Ljubjanski-Durchfahrt hatte. Er klagte dagegen, kam aber nicht durch. So mußten wir nach Sokolniki ziehen, wo wir bis 1926 wohnten, da bekamen wir die Wohnung in der Gendrikow-Gasse.

In Sokolniki hatten wir drei Zimmer. Eins davon war schön geräumig, dort standen ein schweigsamer Konzertflügel und ein Billardtisch, an dem wir viel spielten.

Als wir umzogen, stiftete Majakowski diesen Tisch über einen Charkower Bekannten einem Charkower Arbeiterklub.

In Sokolniki starb unser Hund Schottchen, ein schottischer Terrier. Ihn hatte ich aus England nach Berlin mitgebracht, wohin Majakowski gekommen war, gemeinsam nahmen wir ihn dann nach Moskau mit. In Sokolniki brach Majakowski zu seiner Amerika-Reise auf. Eigentlich wollten wir zusammen reisen, aber ich hatte gerade eine Peritonitis überstanden und war noch so geschwächt, daß ich ihn nicht mal zur Bahn begleiten konnte.

Statt einfacher Verlobungsringe trugen wir goldene Siegelringe. Majakowski hatte auf meinen außen „L.JU.B.“ gravieren lassen, so daß sich, hintereinander gelesen, ein endloses „LJUBLJUBLJUB“, LIEBLIEBLIEB, ergab, und innen „Wolodja“; ich dagegen auf seinen – außen die lateinischen Buchstaben M/W und innen „Lilja“.

Als es in der Sowjetunion unüblich wurde, Goldschmuck zu tragen, erhielt Majakowski bei seinen Auftritten den Ring betreffende Vorwürfe aus dem Publikum. Einmal einen Zettel: „Gen. Majakowski! Der Ring steht Ihnen nicht zu Gesicht.“ Er antwortete, ebendeshalb trage er ihn nicht an der Nase, sondern an der Hand. Aber die Vorwürfe häuften sich, da zog er den Ring ab und hängte ihn, um ihn trotzdem immer bei sich zu haben, an sein Schlüsselbund. Als er die Amerika-Reise antrat, ließ er die Schlüssel zu Hause. Erst auf dem Bahnhof fiel ihm ein, daß damit auch der Ring zu Hause geblieben war. So ging er das Risiko ein, die Abfahrt zu verpassen, womit das Ausreisevisum verfallen gewesen wäre, und kam noch mal zurück – keine Kleinigkeit damals, weil der Stadtverkehr nahezu lahm lag, weder Droschken noch Straßenbahnen fuhren. Doch ohne den Ring abzufahren hielt er für ein böses Omen. Einmal hatte er ihn vom Grund der Utscha, dem Fließchen bei Puschkino, wieder heraufgeholt. Und ein andermal war er ihm in den Schnee gefallen, da suchte er beharrlich, bis er ihn wiederfand. Immer kehrte der Ring zu ihm zurück.

Neben dem Ring von mir hatte er noch ein anderes Amulett – ein altes silbernes Zigarettenetui von seinem Vater. Es enthielt einen kleinen Rahmen mit einem 1915 aufgenommenen Foto von uns beiden. Gelegentlich trug er das Etui in der Tasche des Jacketts, da aber zu wenig Papirossy hineinpaßten, lag es meistens im Schubfach seines Schreibtischs.

Nach seinem Tod schenkte ich es zusammen mit dem Foto Wsewolod Meyerhold zum sechzigsten Geburtstag. Meyerhold freute sich darüber, denn er hatte es oft bei Majakowski gesehen.

Die Wohnung in Sokolniki war sehr unangenehm und ungünstig – keine Badewanne, die Toilette eiskalt, dazu die lange Anfahrt. Majakowski bemühte sich um eine Wohnung in Moskau.

Nach vielen Anträgen und Bittgängen erhielt er die Einweisung in die Wohnung in der Gendrikow-Gasse. Diese Wohnung war so heruntergekommen, daß wir vorerst nicht umziehen konnten. An der Decke hingen schmutzige Papierfetzen, unter der uralten rissigen Tapete nisteten Wanzen. Doch damit sie uns keiner im Schutze der Nacht wegschnappte, mußten wir sie sofort in Beschlag nehmen. So rüsteten sich Brik und der Maler Lewin, einer unserer Freunde, mit je einem leeren Koffer aus und „zogen ein“, das heißt hielten sich mehrere Nächte in der Wohnung auf und schoben, auf den Koffern sitzend, Wache. Majakowski und Assejew lösten sie ab und schlugen sich die Nächte mit Sechsendsechzig um die Ohren. Aber schließlich hatten wir Handwerker gefunden und konnten mit der Renovierung beginnen. Wir ließen die ganze Wohnung umbauen, so daß sogar ein winziges Bad herausprang, kurz, brachten sie in den Zustand, in dem sich heute das „Majakowski-Zimmer“, das Eßzimmer und die Diele befinden, nur daß wir freilich noch keine Zentralheizung hatten; die kam erst hinzu, als die Wohnung Museum wurde. Doch dieser Teil – „Majakowski-Zimmer“, Eßzimmer und Diele – vermittelt einen falschen, unvollständigen Eindruck von Majakowskis Wohnverhältnissen. Wir hatten ein Eßzimmer und drei gleich große Zimmerkajüten. In meiner standen ein kleinerer Schreibtisch und ein recht großer Kleiderschrank. Briks diente gleichzeitig als Bibliothek, dort befanden sich alle auch für Majakowski notwendigen Bücher. Dann hatten wir das besagte Bad mit der ersehnten Badewanne, unserem ein und alles. Erstaunlich, daß Majakowski darin überhaupt baden konnte, sie war für ihn viel zu klein. Dann gab es noch die „eigene Küche“, auch ein winziger Raum, dafür stets voller Leben. Das Treppenhaus ist heute „museumsschön“, damals standen auf unserem Treppenabsatz, auf den auch die Tür der Nachbarwohnung führte, zwei rohgezimmerte, mit Vorhängeschlössern versehene Schränke, in denen all die Bücher steckten, die wir in der Wohnung nicht untergebracht hatten. Der hübsche Garten und der solide Zaun haben damals noch nicht existiert. Nur ein paar Bäume und zwei, drei Holzschuppen für alle Mieter des Hauses. Die kläglichen Häuschen, die wir vom Fenster aus sahen, sind heute abgerissen. Kurz, alles stimmt und stimmt nicht. Etliche Spuren wurden verwischt...

Es machte Freude, zusammenzusuchen und -zukaufen, was wir für unsere neue Wohnung brauchten.

Als erstes ließ Majakowski ein Messingschild für die Wohnungstür machen, das so aussah:



Den Tisch und die Stühle fürs Eßzimmer kauften wir bei Mosdrew; doch die Schränke mußten wir anfertigen lassen, weil die im Handel erhältlichen zu groß waren. Den Flügel, ein wundervoller Kabinett-Steinway, verkauften wir aus Platzmangel. Wir boten ihn einem Pianisten an, der war davon so überrascht und beglückt und so in Furcht, wir könnten es uns anders überlegen, daß er noch am selben Tag ein Fuhrwerk organisierte und ihn in Windeseile abholte. Unser Einrichtungsprinzip entsprach ganz dem Gestaltungsprinzip bei der ersten *Wolke*-Ausgabe: nur das Nötigste. Keinerlei „Kulissenzauber“ – weder Holztäfelung, Bilder noch sonstiger Zierat. Nur daß wir über die Schlafcouch von Majakowski und über die von Brik die beiden aus Mexiko mitgebrachten Wandteppiche hängten und über

meine ein seltsames Unikum von Läufer, auf dem eine mit Wolle und Perlen gestickte Jagdszene dargestellt war; ihn hatte mir Majakowski 1916, in seiner Futuristenphase, aus Jux geschenkt. Die Fußböden legten wir mit geblühten ukrainischen Teppichen aus. Die einzige „Dekoration in Majakowskis Zimmer wurden zwei Fotos von mir, die ich ihm im Jahr unserer Bekanntschaft zum Geburtstag geschenkt hatte.

Als 1928 der erste Band seiner *Gesammelten Werke* erschien, sagte Majakowski zu mir: „Alles, was ich geschrieben habe, gehört dir, alles widme ich dir. Darf ich?“ Und er schrieb auf den Band „L.JU.B.“.

Alle seine Gedichte hat Majakowski in dieser oder jener Form mir gewidmet. Doch nicht nur die Gedichte, auch die größeren Sachen wie *Wolke in Hosen*, *Wirbelsäulenflöte*, *Der Mensch*, *Darüber* und *Mysterium buffo*. Zu *Krieg und Welt* schrieb er mir eine gesonderte Widmung. War ein bestimmtes Gedicht für eine Widmung nicht geeignet, so widmete er mir später das Buch, worin es erschien. Mit dem Gedicht „An alles“ in dem Sammelband *Einfach wie Gemuhe* widmete er mir im nachhinein auch alles, was vor unserer Bekanntschaft entstanden war.

Das Poem *150 000 000* gab er anonym heraus, wodurch sich natürlich ausschloß, es mir lauthals zu widmen. So bat er die Druckerei, drei Exemplare – für sich, Brik und mich – mit seinem Namen und der Widmung zu drucken.

Als sich herausstellte, daß diese Exemplare nicht zuerst gedruckt worden waren, ärgerte er sich, verlangte vom Druckereichef eine mit dem Stempel der Druckerei beglaubigte schriftliche Stellungnahme, klebte sie in sein Autorexemplar und schrieb auf den Vorsatz „Nr. I“ und auf das Titelblatt: „Dieses Buch samt allem, was ich bin, ist dem lieben Lilchen gewidmet.“

Hier die Stellungnahme der Druckerei:

An die Gen. L. Ju. Brik.

Das Autorexemplar von 150 000 000 mit dem Vermerk „L.JU.B.“ hätte zuerst gedruckt werden müssen, doch mit Rücksicht auf mögliche Verzögerungen beim Druck, da ein Speziatsatz zu verwenden ist, wird es erst nach Erscheinen der gesamten Auflage gedruckt.

Instrukteur beim Staatl. Iso N. Korsunski.

Das Poem *Krieg und Welt* ist buchstäblich vor meinen Augen entstanden. Allgemein wird gesagt, Gorki habe zu seiner Entstehung beigetragen. Wenn es so ist, dann höchstens in einer Weise, wie er damals fast alle progressiven Autoren beeinflusste.

Gorki war selten bei uns, und dann spielten wir eher Karten – meistens das Spiel „Tantchen“ –, als daß wir uns unterhielten.

Sein Verhältnis zu Majakowski war durchaus nicht so idyllisch, wie es uns mancher glauben machen will. Seine begeisterte Reaktion auf Majakowskis Verse, vor allem auf die *Wirbelsäulenflöte* schmeichelte Majakowski natürlich. Aber beide wie Jesus und einen seiner Jünger hinzustellen, ist einfach unwahr. Zu keiner Zeit standen sie einander besonders nahe. In früher Jugend hatte sich Majakowski für Gorki interessiert, ihn, seine Art zu schreiben als neu und revolutionär empfunden. Er kam also nicht, wie vielfach behauptet wird, vom Futurismus zu Gorki, sondern umgekehrt – von Gorki zum Futurismus.

Als *Krieg und Welt* vollendet war, gingen wir zu dritt – Majakowski, Brik und ich – zu Matjuschin. Dieser bat Majakowski, sein neues Poem vorzutragen, unterbrach ihn dann aber

mitten im Text, und wir wurden Zeugen eines hysterischen Ausbruchs. Fast jagte er uns aus dem Haus. Er schrie, was das um Himmels willen überhaupt sei – Kunst etwa? Nein! Die reinste „Leonidandrewerei“! Brik stritt sich mit ihm die Kehle heiser, konnte ihn aber nicht umstimmen.

Vieles spare ich in diesen Aufzeichnungen aus. Hauptsächlich das, was schon andere niedergeschrieben haben, manche in Versen, manche in Prosa. Zwar messen sie Majakowski nur nach ihrer eigenen Elle, aber mir scheint, hier ist nicht der geeignete Ort, um sie zu widerlegen.

In einem Brief an mich erwähnt Majakowski das *Gläserne Auge*. Dies ist ein Studiofilm, den ich zusammen mit dem Regisseur W.L. Shemtschushny gemacht habe – eine Parodie auf den damals die Leinwände überschwemmenden kommerziellen Spielfilm und zugleich Agitation für den dokumentarischen Nachrichtenfilm. Sein Thema gefiel Majakowski sehr, entsprach ganz seinen eigenen Vorstellungen. Anschließend schrieb ich ein Drehbuch mit dem parodistischen Titel *Liebe und Pflicht oder Carmen*. Sein erster Teil war bereits der ganze Filminhalt. Die anderen Teile sollten vermittelt durch Schnitt und Montage (damals gab es den Tonfilm noch nicht) zueinander jeweils in Widerspruch geraten, wobei kein einziger zusätzlicher Filmmeter gebraucht worden wäre.

1. Teil (das Hauptstück): In einem ausländischen Filmstudio wird ein neuer Leinwandrenner mit dem Titel *Liebe und Pflicht* abgedreht.
2. Teil: Das Verleihbüro beschließt, den Film für die Jugend „ein wenig“ umzuschneiden.
3. Teil: Der Film wird für die Sowjetunion umgeschnitten.
4. Teil: Für Amerika wird ein Lustspiel daraus gemacht.
5. Teil: Der Filmstreifen erträgt dies nicht länger, er revoltiert, und die Filmrollen rollen ins Studio zurück, um sich löschen zu lassen.

So in dieser Art etwa. Das heißt, abermals eine Parodie auf das triviale, prinzipienlose, gleichgültige, antikünstlerische Filmwesen.

Ich bin hier deshalb so ausführlich geworden, weil Majakowski dieses Vorhaben sehr begrüßte. Er lobte mein Drehbuch über den grünen Klee und äußerte Interesse, die Hauptrolle zu spielen. Im ersten Teil ist es ein Staatsanwalt, der sich als Apache verkleidet, um Schmuggler auf frischer Tat zu fassen. Im zweiten ein Mann, der ein Doppelleben führt. Im dritten ein alter Revolutionär, der sich zu konspirativen Zwecken als Apache verkleidet. Im vierten (dem für Amerika gedachten Lustspiel) ein Staatsanwalt, der die Kleider mit einem Apachen tauscht, um seinen amourösen Abenteuern nachzugehen.

Majakowskis Beifall gab uns Auftrieb, und wir beschlossen, den Film gemeinsam zu drehen – Majakowski, Brik, die Kirsanows, Assejew, Krutschonnych und ich. Die Ausstattung sollte einer unserer Malerfreunde übernehmen (wer, weiß ich nicht mehr), und bei der Inszenierung erhofften wir uns Terentjews und Kulischows Unterstützung. Wir hatten vor, auf Honorar oder Gage zu verzichten, aber die Verwaltung von *Sowjetfilm* zu bitten, uns für einen Monat ein Studio zu Verfügung zu stellen. Falls unser Arbeitsergebnis allgemeines Interesse fände und in die Kinos gelangte, wollten wir uns auszahlen lassen. Majakowski und ich putzten alle nur denkbaren Klinken – umsonst. Der Vorschlag war zu ungewöhnlich, paßte in keine Rubrik. Das Studio wurde uns verweigert. Wie bedauere ich das! Wie schön wäre es, Majakowski und seine Freunde heute auf einem Filmstreifen sehen zu können, alle jung, alle zusammen!

Am 20. Juli 1921 als ich im Kaukasus war und gerade nach Moskau zurückreisen wollte, erhielt ich ein Telegramm von Majakowski:

Montag 25. Lesung Charkow warte Bahnhof Charkow Montagnacht 12.30.

Wir hatten uns fast einen Monat nicht gesehen, und als wir uns auf dem Charkower Bahnhof trafen und er zu mir sagte: „Was willst du in Moskau! Bleib einen Tag, ich lese dir auch neue Verse vor“ – griff ich durchs Abteilfenster nach meinem Koffer und blieb. Wie er sich freute! Er liebte spontane Gefühlsäußerungen.

Wenig später saßen wir an unserem Tischchen im Hotel – noch heute habe ich die Wasserkaraffe und das Trinkglas vor Augen –, und er las mir die neuesten Kapitel seines Poems *Gut und schön!* vor.

Majakowski war sich seines Wertes als Dichter bewußt, trotzdem blieb immer ein Rest Unsicherheit in ihm. Auf Zuspruch, Lob und Anerkennung war er sehr angewiesen, und wenn er Eigenes vorlas, spähte er immer wieder erwartungsvoll zu seinem Zuhörer.

Wenn ich dann sagte, es gebe nichts Besseres in der Poesie, er sei genial, unsterblich, einen Dichter wie ihn habe die Welt noch nicht gesehen, war er selig.

Bei den Zeilen:

*Wenn ich
dennoch
etwas schrieb,
Worte
sprach,
die taugen,
wars
einem Himmelspaar
zulieb,
wars
dank
zwei lieben Augen.*

(Deutsch von Hugo Huppert)

hatte ich plötzlich die banale Vorstellung von himmelblauen Augen, und mich durchzuckte die Frage: wessen?

Und wie beruhigte mich dann:

*Augen,
rund und braun...*

Eine lächerliche Vorstellung. Denn ein Augen-„Himmelspaar“ konnte bei Majakowski sonstwie sein, nur nicht himmelblau.

Mehrmals habe ich erlebt, daß beim Vortrag des Poems *Darüber* der Vortragende statt:

*Dieses Thema ...
wiedergesungen*

*nicht nur ein Mal,
nicht nur fünf...*

sagte:

*Dieses Thema...
wiedergesungen*

*nicht nur ein Mal,
nicht nur zwei...*

Die Macht der Sprachgewohnheit! So etwa ist es auch mir ergangen, als ich meinte, jenes „Himmelspaar“ der Augen müßte unbedingt himmelblau sein.

Im Sommer 1929 setzte ich mich an meine Lebenserinnerungen, ich begann mit der frühen Kindheit. Schließlich brachte ich auch schon ein wenig über unsere gemeinsame Zeit zu Papier. Ich bot es Majakowski zum Lesen an, doch er sagte, er wolle selber Erinnerungen schreiben und fürchte, durch meine aus dem Konzept zu geraten. Wir sollten es uns lieber später einmal gegenseitig vorlesen.

Damals bedauerte ich, daß ich nicht Tagebuch geführt hatte, und legte eins an. Aber die Notizen darin sind so knapp gehalten, daß ich heute kaum noch weiß, was alles dahintersteht. Zum Beispiel die über die ersten *Schwitzbad*-Lesungen. Reinsten Telegrammstil! Ich entnehme ihnen nur, daß Majakowski mir am 5. September 1929 einige Passagen aus *Schwitzbad* vorlas, am 10. das Stück zur Abschrift gab und es mir am 15. ganz vorlas. Als Brik kam, las er es noch mal vor. Unter dem 22. September steht:

Wolodja trug Schwitzbad zu Hause vor, es waren an die 30 Leute da.

Am 23. trug er es der Meyerhold-Truppe vor. Ein rauschender Erfolg. Sie „sagten, Majakowski sei ein Molière, Shakespeare, Puschkin, Gogol“. Am Abend des 26., zu Hause, „haben wir *Schwitzbad* lange erörtert“. Doch was im einzelnen? Das einzige Konkrete: „Er will das Bühnenbild selbst machen.“

Am 27.: Wieder eine *Schwitzbad*-Lesung zu Hause, wieder vor 30 Leuten. Von dem anschließenden Gespräch ist nur festgehalten: „Markow sagte, Majakowski brauche für die Aufführung seiner Stücke ein eigenes Theater.“ Nora Polonskaja, die der Lesung beigewohnt hatte, erzählte mir, Janschin sei so begeistert von *Schwitzbad* gewesen, daß er im ganzen Künstlertheater herumtelefonierte und die Inszenierung verlangte. Ob das auch geschehen wäre, sei dahingestellt, es schloß sich freilich schon insofern aus, als Majakowski das Stück Meyerhold gegeben hatte. Im Zusammenhang damit stehen offenbar zwei weitere Notizen von mir: „29. September: Das Künst.-theater will Wolodja mit einem Stück beauftragen.“ – „2. Oktober: Abends kamen welche vom Künst.-theater, um über das Stück zu reden.“ Auch die folgenden Notizen geben zu erkennen, daß es Schwierigkeiten mit *Schwitzbad* gab. Am 24. Dezember: „Genehmigung der *Schwitzbad*-Inszenierung verzögert sich“; am 20. Dezember: „Trug *Schwitzbad* dem Repertoirekomitee vor, hat sich mit knapper Not losgebissen.“

Auch in Leningrad kam *Schwitzbad* auf den Spielplan. Am 2. Februar habe ich notiert:

In Leningrad soll Schwitzbad abgesetzt werden, wird erzählt. Wolodja ist in Aufregung, kann aber von der Ausstellung nicht weg. Erbot mich, hinzufahren.

Am 3. Februar:

Niemand will das Stück absetzen, nur daß es kein Publikum hat und daß die Zeitungen wettern. Welossipedkin sagt in dem Satz: „Und mit meinem Anliegen verschafft mir auch mein Parteibuch hier Einlaß‘ statt ‚Parteibuch‘ – ‚Fahrschein‘. So wurde es ‚gewünscht‘ ... Die Aufführung ist mit Talent gemacht, aber unfertig (mußte in einem Monat auf die Beine gestellt werden).“

Majakowski ärgerte sich maßlos, wenn mit seinen Versen nach Belieben umgesprungen wurde, so was war für ihn unverzeihlich. Unter dem 28. November 1929 heißt es bei mir: „Wolodja ist aus Leningrad zurück, sagt, er sei aus *Wanze* rausgegangen, aus Wut über die vielen Eigenmächtigkeiten“, und unter dem 22. Dezember: „Wolodja hat mit dem ‚Gottlosen‘ telefoniert, ihn beschimpft wegen der entstellten Verse.“

Die Zeitschrift *Der Gottlose* hatte Gedichte von ihm mit irgendwelchen Änderungen gebracht und ihm wohlweislich die Korrekturfahnen vorenthalten. Als er sein Belegexemplar erhielt, geriet er außer sich. Ich erinnere mich, wie er ins Telefon brüllte. Die Redaktion erklärte, nun sei leider nichts mehr zu machen, die Nummer sei ausgedruckt. Majakowski verlangte eine offizielle Entschuldigung. Tatsächlich entschuldigte man sich, aber ich weiß nicht mehr, in welcher Form – ob in brieflicher oder feierlich mündlicher. Er meinte, so würde man sich hinter die Ohren schreiben, daß man ihn nicht ungestraft verfälschen könne. Ende 1929 rührte Majakowski seine Ausstellung „20 Jahre Arbeit“ ein. Auf einer Lef-Sitzung wurde eine Kommission gebildet, die ihre Abwicklung übernehmen sollte. Meine Aufzeichnungen hierzu sind leider wiederum sehr dürftig.

6. Dezember: „Wolodja stellt das Material für seine Ausstellung zusammen und staunt, was er alles gemacht hat.“ Am 9.: „Wolodja und Natascha Brjuchanenko stellen die Plakattexte zu einem Buch zusammen.“ Am 11.: „Ich war für Wolodja in Leningrad, erkundigte mich im Puschkinhaus und bei Shewershejew nach Material für die Ausstellung.“ Am 29. Dezember: „Wolodja ist von früh bis spät in Aktion. Klebt bis in die Nacht zusammen mit Sina Sweschnikowa die Ausstellungsalben.“ Einen Monat darauf, am 29. Januar 1930: „Die Eintrittskarten für die Ausstellung sind so geschmacklos, daß einem die Lust vergeht, mit ihnen hinzugehen. Wolodja ist deprimiert, wollte, daß alles im Zusammenhang mit der Ausstellung mustergültig repräsentativ würde.“ Am 30.: „Die Jungs haben sich einfallen lassen, auf die Zeitungsvitrine zu kleben: ‚Majakowski ist den Massen nicht verständlich.‘“ (Die „Jungs“ sind junge Lef-Mitglieder: Latinski, Alelekow u.a., die Majakowski bei der Herrichtung der Ausstellung halfen.) Am 31.: „Die Kommission hat kein einziges Mal beraten, so ist nun die Ausstellung, die Wolodja so gern unübertrefflich arrangiert hätte – seht ihr, so muß man’s machen! –, lediglich durch ihr Material interessant.“

Am 1. Februar fand endlich die Eröffnung statt. Ich habe dazu notiert:

Fuhren 6 Uhr abends zur Ausstellungseröffnung. Riesenandrang – alles Jugendliche. Die Ausstellung hat zwar Mängel, ist aber trotzdem sehr interessant. Wolodja ist überarbeitet. Wirkte beim Sprechen müde. Jemand gab eine Einführung, dann rezitierte Wolodja den

Vorspann des neuen Poems. Alles war beeindruckt, obwohl er ablas und wie mit Überwindung sprach.

Wie ich mich erinnere, war Majakowski an diesem Tag nicht nur erschöpft, sondern auch düster. Er ärgerte sich über alle, wollte mit keinem reden, überwarf sich mit Assejew und Kirsanow. Als sie anriefen, ging er nicht ans Telefon. Über Kassil sagte er:

Der müßte eigentlich Papirossy vom Laden an der Ecke für mich holen, hat aber für die Ausstellung nicht einen Nagel angerührt.

Diese Düsternis ist auf einem Foto verewigt: er vor dem Hintergrund eines ROSTA-Plakates. Unbegreiflich, warum gerade dieses eine so weite Verbreitung fand!

Brik hat kein Tagebuch geführt, doch als er zehn Jahre nach Majakowskis Freitod seine Erinnerungen an Majakowski schrieb, begann er mit dieser Zeit und schilderte, in welcher Gemütsverfassung sich Majakowski befand, als er seine Ausstellung vorbereitete:

Ende 1929 erwähnte Wolodja zum erstenmal, daß er eine Ausstellung machen wolle, eine eigene, das heißt mit allen seinen Büchern, Plakaten und Materialien, um gewissermaßen Rechenschaft über 20 Jahre Arbeit abzulegen. Er sprach davon ruhig, geschäftsmäßig, wie vom Ablauf einer seiner nächsten Auftritte. Vorher hatte er schon Ähnliches veranstaltet, zum Beispiel das ‚Zwöwlam‘ und alle möglichen ‚Rechenschaftsabende‘. Wie konnten wir ahnen, daß er dieser Rückschau eine besondere Bedeutung beimaß.

Wolodja wollte anerkannt sein. Wollte, daß wir Ref-Leute ihm die Organisation seiner Ausstellung abnähmen und daß zu der Ausstellung Vertreter von Partei und Regierung kämen und erklärten, er, Majakowski, sei ein guter Dichter. Er war des Kämpfens, Polemisiens, sich Raufens müde. Er wünschte sich ein wenig Ruhe und ein kleines bißchen Arbeitskomfort.

Wolodja sah, wieviel besser als er die diversen schriftstellernden ‚Raffer und Spitzbuben‘ lebten, ruhiger, üppiger. Nicht, daß er sie beneidete, nein, aber er meinte eher ein Recht auf einige Lebensannehmlichkeiten und vor allem auf Anerkennung zu haben. Und um dieser Anerkennung willen hat er die Ausstellung gemacht.

Wir haben das nicht durchschaut, wir begriffen nicht, warum er so zornig auf uns, so gereizt war und uns wenn nicht direkt, so doch in Anspielungen vorwarf, wir täten für seine Ausstellung nichts. Er wurde mürrisch, übellaunig, grob und hatte sich zu guter Letzt mit sämtlichen Ref-Leuten zerstritten. Zu mir sagte er:

„Wäre Ref das einzige, was uns verbindet – wir hätten uns längst verkracht. Aber es verbindet uns ja zum Glück noch anderes.“

Ich sah, daß es Wolodja seelisch und nervlich furchtbar schlecht ging, aber den eigentlichen Grund dafür ahnte ich nicht. Sein Wunsch nach offizieller Anerkennung paßte nicht in mein Bild von ihm, das eines unermüdlich kampflustigen, draufgängerischen Polemikers...

Damit enden Briks Aufzeichnungen über den noch lebenden Majakowski.

Als Majakowski sich erschob, befanden sich weder ich noch Ossip Brik in Moskau. Wir waren zusammen nach London gefahren, meine Mutter zu besuchen, die dort in der Handelsvertretung arbeitete. Wir hatten bereits die Heimreise angetreten, unterbrachen sie aber am 14. April für einen Tag in Holland; dort kauften wir eine Reihe Mitbringsel für Majakowski – Zigarren, Krawatten, einen Spazierstock...

Hier nun der zweite Teil der Erinnerungen von Ossip Brik (und das ist alles, was er zu diesem Thema aufgeschrieben hat):

Am Morgen des 15. April erreichten wir Berlin und begaben uns wie immer ins Kurfürstenhotel in der Kurfürstenstraße. Von der Hotelchefin und ihrem Hündchen Schneid wurden wir fröhlich begrüßt. Der Portier gab uns Briefe und ein Telegramm aus Moskau. „Von Wolodja“, meinte ich nur und steckte alles ungeöffnet in die Tasche. Wir fuhren hinauf, machten es uns bequem, und erst da entsiegelte ich das Telegramm. Unsere Vertretung wußte es bereits. Sie besorgte uns die nötigen Visa, und noch am selben Abend fuhren wir weiter.

An der Grenze erwartete uns Wassja Katanjan. Von ihm erfuhren wir, wie sich alles zugetragen hatte.

Am Morgen des 17. langten wir in Moskau an. Der Sarg war im Haus des Schriftstellerverbandes aufgestellt worden. Wahre Menschenmassen kamen, um von Majakowski Abschied zu nehmen. Alle waren tief betroffen. Daß Majakowski sich das Leben nehmen würde, hatte niemand auch nur im entferntesten gedacht. Da der 14. April nach dem alten Kalender der 1. April ist, hielt manch einer die Nachricht von Majakowskis Selbstmord für einen Aprilscherz und lachte.

Ich hatte ein Gespräch mit jemandem von der Rapp. Als ich ihn fragte, ob es der Rapp denn nicht möglich gewesen wäre, Majakowski ein vernünftiges, ihm gemäßes Betätigungsfeld zu geben, antwortete er hastig: „Aber ja! Ich habe mit ihm vereinbart, daß wir die Massen von Lesergedichten, die täglich bei der Redaktion des Oktjabr eingehen, an ihn weiterleiten.“ Jedes weitere Gespräch hatte sich damit erübrigt.

Ein anderer von der Rapp drückte sich so aus: „Ich verstehe nicht, warum so viel Wind gemacht wird um den Selbstmord irgendeines Intellektuellen.“

Widerlich, diese Selbstzufriedenheit der Mittelmäßigen! Sozusagen: Wir sind anders, wir erschießen uns nicht!

Ein Mensch wird sich aus zwei Gründen nicht das Leben nehmen: entweder weil er stärker ist als die ihn quälenden Widersprüche oder weil er keinerlei Widersprüche fühlt. Der zweite Grund war diesem talentlosen Rapp-Gesinde offenbar verschlossen.

Warum hat sich Majakowski das Leben genommen?

Eine komplizierte Frage, und die Antwort wird zwangsläufig kompliziert sein.

Brik hat uns die Antwort auf diese Frage nicht gegeben. Den ersten Teil seiner Aufzeichnungen und den letzten, eben angeführten, kann man nur als einen Anfang dieser komplizierten Antwort betrachten.

Warum hat Majakowski Selbstmord begangen?

In Majakowski war eine unbändige Liebe zum Leben, zu allen seinen Erscheinungen – zur Revolution, zur Kunst, zur Arbeit, zu mir, zu den Frauen, zum Glücksspiel, zur Luft, die er atmete. Seine unwahrscheinliche Energie räumte alle Hindernisse beiseite... Doch er wußte, eines würde er nicht „beiseite räumen“ – das Alter, und er sah ihm von Jugend an mit krankhafter Angst entgegen.

Sein ewiges Reden von Selbstmord! Das war schon Terror. Eines frühen Morgens 1916 riß mich das Telefon aus dem Schlaf. Majakowskis dumpfe leise Stimme: „Ich erschieße mich. Leb wohl, Lilchen.“ Ich schrie auf, rief: „Warte auf mich, ich komme zu dir!“, warf mir den Mantel über den Morgenrock, rannte die Treppe hinunter, beschwor den Droschkenkutscher, schneller zu fahren, hämmerte mit den Fäusten auf seinen Rücken. Majakowski öffnete mir.

Auf dem Tisch im Zimmer lag ein Revolver. Er sagte: „Ich hab abgedrückt – Ladehemmung. Noch mal hab ich’s nicht versucht, wollte auf dich warten.“ Ich war in einer unbeschreiblichen Panik, konnte mich nicht fassen. Wir gingen zusammen zu mir in die Shukowskaja, dort mußte ich Husarenpreference mit ihm spielen. Wir spielten wie besessen. Er drehte immer mehr auf, brachte mich zur Verzweiflung mit dem Vers:

*Ein Unsichtbarer am Dickicht entlang
Raschelt wie totes Laub, schreit:
„Was tat dein Liebster, wie bist du so bang?
Tat er dir etwas zuleid?“*

Und vielen anderen, ausnahmslos fremden... Es nahm kein Ende.

1956, bei seinem Besuch in Moskau, erinnerte mich Roman Jakobson an ein Gespräch, das wir 1920 geführt hatten. Wir gingen damals auf dem Ochotny rjad, und er sagte: „Ich kann mir Wolodja alt, mit Runzeln nicht vorstellen.“ Darauf ich: „Um nichts in der Welt will er alt werden, er wird sich erschießen. Er hat es schon mal versucht – eine Ladehemmung. Aber das kommt schließlich nicht jedesmal vor!“

Bevor er sich erschoss, hatte er alle Patronen bis auf eine herausgenommen. Ich bin überzeugt, daß er sein Schicksal versuchen wollte, daß er dachte – wenn es nicht sein Schicksal ist, gibt es wieder eine Ladehemmung und er lebt weiter.

Wie oft habe ich Majakowski sagen hören: „Mit fünfunddreißig wird Schluß gemacht, erschieße ich mich – das Alter! Bis dreißig halte ich noch durch. Länger nicht.“ Und wie oft habe ich ihm flehentlich versichert, er habe vor dem Alter nichts zu befürchten, er sei schließlich keine Ballerina. Lew Tolstoi und Goethe waren weder „jung“ noch „alt“, sondern waren Lew Tolstoi und Goethe. Und er bleibt in jedem Lebensstadium Wladimir Majakowski. Als ob ich ihn nicht mehr lieben würde, bloß weil er Runzeln hat! Seine Säcke unter den Augen und runzigen Wangen werde ich anbeten. Aber er wiederholte störrisch, er wolle sein und mein Alter nicht erleben. Nichts fruchtete. Auch nicht meine Erklärung, daß die sogenannte „Vernunft“, die er so fürchtete, zwar in der Tat etwas Abstoßendes, aber nicht unbedingt eine Eigenschaft des Alters sei. Tolstoi hat ihr auch widerstanden. Er verließ in hohem Alter sein Heim. Riß aus wie ein Jüngling.

Einmal, als wir beide, er wie ich, schon über Dreißig waren, fragte ich ihn bei einem dieser immer wiederkehrenden Gespräche: „Was mache ich nun? Bin ja schon über Dreißig.“ Da sagte er: „Du bist keine Frau, du bist eine Ausnahme.“ – „Und du, bist du keine Ausnahme?!“ Er schwieg.

Der Gedanke an Selbstmord war bei ihm ein chronisches Leiden, und wie jedes chronische Leiden konnte er unter ungünstigen Bedingungen akuten Charakter annehmen. Sein Reden von Selbstmord hat mich freilich nicht immer auf gleiche Weise erschreckt. Sonst wäre das Leben nicht zu ertragen gewesen. Wenn ein zum Kartenspiel Geladener auf sich warten ließ, hieß es gleich: „Mich braucht keiner.“ Wenn eine junge Bekannte nicht angerufen hatte, wie versprochen: „Keiner liebt mich.“ Und da es so ist, hat das Leben keinen Sinn mehr. Das waren echt hysterische Anwandlungen. Manchmal redete ich ihm gut zu, um ihn zu beschwichtigen, manchmal schimpfte ich ihn aus, bat ihn, mich nicht zu drangsaliieren und zu ängstigen.

Aber es gab auch Situationen in denen ich eine Heidenangst um ihn hatte und ihn nahe an einer Katastrophe sah. Einmal kam er vom Staatsverlag, wo er lange auf jemanden warten, bei der Kasse anstehen und irgendwas, was keines Nachweises bedurfte, nachweisen mußte.

Er warf sich längelang auf die Couch und heulte in die Kissen: „Ich – kann – nicht – mehr...“ Ich weinte vor Mitleid und Angst, da schüttelte er seinen Kummer ab und kam mich trösten.

Hier noch eine von diesen Situationen, in meinem Tagebuch festgehalten: 11. Oktober 29, abends. Wir hatten Besuch und saßen friedlich im Eßzimmer. Er wartete auf den Wagen, der ihn zum Bahnhofbringen sollte, zum Zug nach Leningrad, wo ihm jede Menge Lesungen bevorstanden. Der Koffer war gepackt.

Da wurde uns ein Brief von Elsa heraufgebracht. Ich öffnete ihn und las ihn wie üblich vor. Nach einer Reihe verschiedener Neuigkeiten teilte Elsa mit, Tatjana Jakowlewa, für die Majakowski (er hatte sie in Paris kennengelernt) noch immer innige Gefühle hegte, wolle einen Baron oder Vicomte heiraten und sich kirchlich, in weißem Kleid mit Schleier trauen lassen, habe aber entsetzliche Angst, daß Majakowski davon erfährt und ihr einen Skandal macht, das könne ihr schaden, sogar ihre Ehe zerstören. Zum Schluß bat Elsa, es Majakowski zu verschweigen. Dummerweise hatte ich es nun aber schon vorgelesen. Majakowski wurde finster. Er stand auf und sagte: „Na, da will ich mal gehen.“ – „jetzt schon, wieso? Der Wagen ist noch nicht da.“ Aber er griff nach dem Koffer, küßte mich und ging. Als der Fahrer zurückkam, erzählte er, Majakowski habe ihn auf der Woronzowskaja abgefangen, den Koffer in den Wagen gefeuert und ihn wüst beschimpft, was noch nie vorgekommen war. Dann schwieg er die ganze Fahrt. Als er am Bahnhof ausstieg, sagte er aber: „Entschuldigen Sie, Genosse Gamasin, nehmen Sie es mir bitte nicht übel, ich habe Herzbeschwerden.“ Mich hatte das furchtbar beunruhigt, und am nächsten Morgen rief ich ihn in seinem Leningrader Hotel an. Ich sagte, ich wisse weder ein noch aus, machte mir Sorgen. Er antwortete mit einer Floskel aus einem alten Kalauer: „Dieses Pferd ist krepirt“ und beruhigte mich – es sei alles wieder im Lot.

„Soll ich nicht trotzdem hinkommen, was meinst du?“ Er stimmte erfreut zu.

Noch am Abend desselben Tages fuhr ich ihm nach. Er war darüber unsäglich froh, ließ mich keinen Schritt von seiner Seite. Ich begleitete ihn zu allen Veranstaltungen, die teils in großen Sälen, teils in Studentenheimen oder Privatwohnungen stattfanden und stark besucht waren. Manchmal hatte er drei an einem Tag, doch bei kaum einer vergaß er, etwas über jenen Baron oder Vicomte einzustreuen: „Wir arbeiten, wir sind keine französischen Vicomtes“, „Das ist eben was anderes als ein französischer Vicomte“ oder „Wenn ich ein Baron wäre...“ Sein Schmerz hatte sich gelegt, aber seine verletzte Eigenliebe nagte weiter – er schämte sich vor sich und mir, daß er sich so geirrt hatte. Oft hatte er zu mir gesagt: „Sie ist ganz sie selbst, ihr eigener Kopf, um keinen Preis wird sie dortbleiben.“

Aus einer Publikation von Roman Jakobson geht hervor, daß Majakowski den Briefwechsel mit ihr abbrach, als er erfuhr, daß sie nicht zurückkommen wolle. Freilich war er da schon in Nora Polonskaja verliebt.

Bei dem Leningrad-Aufenthalt damals sah ich ihm stundenlang zu, wie er mit Boris Bernet Billard spielte. Er war düster und übermütig zugleich. Doch konnte ich ihm nicht auf Schritt und Tritt an den Fersen hängen. Das hätte er auch gar nicht geduldet. Hätte er nur einen Moment den Eindruck gehabt, ich paßte auf ihn auf, so wäre ich ihm wohl gleichgültig geworden. Zum Glück liegt mir die Rolle des Kindermädchens nicht.

Als er sich erschöpfte, war ich nicht in Moskau. Wenn ich zu Hause gewesen wäre, hätte sich sein Tod vielleicht noch mal abwenden lassen. Aber wer weiß!

Nach seinem Tod, jedenfalls solange wir in der Gendrikow-Gasse wohnten, glaubte ich ihn ständig zu hören oder zu sehen: wie er die Tür aufschließt, den Spazierstock mit leisem Rums an die Garderobe hängt oder wie er ins Zimmer tritt, lässig das Jackett ablegt, sich beugt und

Bulka krault, ohne Handtuch ins Bad abzieht und zurückkommt, die nassen großen Hände vorgestreckt; oder wie er mit mir beim Frühstück sitzt, schräg zum Tisch, die Beine übergeschlagen, seinen Tee schlürft und Zeitung liest.

Bis auf den heutigen Tag sehe ich ihn bisweilen auf einer Straße von Moskau oder Leningrad, oft spreche ich vertraute Menschen mit „Wolodja“ an.

Selbst sein Abschiedsbrief hätte nicht unbedingt den Tod nach sich ziehen müssen. Der Brief wurde am 12. geschrieben, doch erschossen hat er sich am 14. Wären die äußeren Umstände etwas freundlicher gewesen, so hätte sich der Selbstmord vielleicht aufschieben lassen. Aber zu diesem Zeitpunkt schien alles aus den Fugen zu sein: Die Probe auf seine

Unwiderstehlichkeit hatte scheinbar ein Fiasko erlitten; der Mißerfolg von *Schwitzbad*; die Sturheit und Mißgunst der Rapp-Leute; daß zu der Ausstellung nicht die erwarteten Leute gekommen waren und, schließlich, daß er am 14. nicht ausgeschlafen hatte. Und in allem hatte er Unrecht. Sowohl gegenüber Nora Polonskaja, von der er, um zu sehen, wie unwiderstehlich er nach wie vor sei, unbedingt wollte, daß sie sich von ihrem Mann trennte, als auch gegenüber seinem Stück *Schwitzbad*. Gewiß, die Presse zog täglich über die Aufführung her, aber wußte er nicht, wie glänzend das Stück an sich war? Hatten ihm nicht Freunde, denen er mehr vertraute als sich selbst, glaubwürdig versichert, daß er mit dem Stück Jahrzehnte vorausblickte, daß nur die wenigsten schon verstünden, welche Gefahr von der sich manifestierenden Bürokratie ausging, daß nur diese Inszenierung schlecht sei, die nächste dafür um so besser sein würde? Auch Tschechows *Möwe* war erst einmal durchgefallen! Und die Leute von der Rapp! Als hätte er ihren Platz nicht gekannt! Was war von denen anderes zu erwarten? Mußte er an solchen verzweifeln?

Und was die Ausstellung betrifft – man erinnere sich an das stürmische Interesse der Jugend! Hat er sich wirklich ein „Jubiläum“ gewünscht?

Aber er war eben ein Dichter. Er wollte alles übersteigern und übertreiben. Sonst wäre er nicht der gewesen, der er war.

In seinem Abschiedsbrief ist er noch mal ganz er, ganz Majakowski.

Er fürchtet, sein Tod könnte jemandem zur Last gelegt werden. Fürchtet Klatsch und Gerede. Nichts haßte er mehr als das. In unserem Zusammenleben gab es für so etwas keinen Platz. Er bittet seine Freunde und Angehörigen für den Schmerz, den er ihnen zugefügt hat, um Verzeihung. Hätte er das doch als Lebender getan.

„Lilja - liebe mich.“ Das bedeutet: Verzeih mir, vergiß mich nicht, verteidige mich, laß mich auch nach meinem Tod nicht allein; auch nach meinem Tod möchte ich an erster Stelle in deinem Bewußtsein stehen.

An die Regierung wendet er sich mit der Anrede: „Genossin Regierung“, d.h. in Freundschaft, mit Vertrauen. Selbst als er Hand an sich legte, blieb er Bolschewik.

Wie einen guten Freund bittet er die Regierung, sich um die Menschen zu kümmern, die ihm zu seinen Lebzeiten am Herzen gelegen haben.

Brik und mir trägt er auf, sich seines Nachlasses anzunehmen. „Die angefangenen Verse überlaßt den Briks, sie finden sich da zurecht.“ Das bedeutet: Briks kennen mich und meine Dichtungen so gut, daß sie sogar wissen, was ich schreiben wollte.

Die Rapp-Leute sieht er über alle Differenzen hinweg als seine Genossen im revolutionären Kampf an; er will nicht, daß sie ihn für feige halten, und bedauert, sich in künstlerischen Fragen mit ihnen nicht „zu Ende beschimpft“ zu haben – eigentlich nicht seine Art!

Schulden hat er stets beglichen, auch nach seinem Tod will er niemandem etwas schuldig sein.

„In meinem Tisch sind 2000 Rubel, überweist sie an die Steuer.“

Und er konnte nicht sterben, ohne noch einen Vers, einen Scherz zu hinterlassen – zwei wesentliche Begleiter seines ganzen Lebens.

Bemerkenswert ist auch, daß er Nora Polonskaja zu seinen Angehörigen zählt. Mit seiner Bitte an die „Genossin Regierung“, ihr ein erträgliches Leben zu sichern, hoffte er, ihr zu Selbständigkeit zu verhelfen.

Auch möchte er nicht, daß sich andere an ihm ein Beispiel nehmen: „Das ist kein Weg, nicht zu empfehlen.“ Das heißt, es löst nichts, ändert nichts, ist Flucht, doch er sieht keine andere Möglichkeit; er hat keine Kraft mehr, das Empfinden des hereinbrechenden Alters und der, wie ihm schien, mit dem Alter hyperbolisch wachsenden Minderwertigkeit zu überwinden.

„Viel Glück den Bleibenden“, wünscht er uns allen.

Und wünscht es uns aufrichtig. Bis zum letzten Augenblick ist er sich treu geblieben.

Seit Wolodjas Tod sind viele Jahre vergangen. „Lilja – liebe mich.“ Ich liebe ihn. Jeden Tag spricht er in seinen Gedichten mit mir.

Lilja Brik, 1956–1977, aus Lilja Brik: *Schreib Verse für mich. Erinnerungen an Majakowski und Briefe*, aus dem Russischen von Ilse Tschörtner, Verlag Volk & Welt, 1991